

Alexander Kern

Meine Jugend

in

Itzehoe/Holstein

1911–1931

Begonnen am 15. Oktober 1984 in
Cadenberge / Niederelbe

Beendet am 20. November 1984

Inhalt

	Seite
1	4
2	6
3	9
4	13
5	16
6	19
7	22
8	23
9	26
10	27
11	30
12	33
13	36
14	38
15	49
16	53
17	56
18	66
19	69
20	76
21	79
22	84
23	102
24	110
25	114
ANHANG	
•	116
•	138
•	139
•	140
•	142
•	143
•	147
•	150
•	151
•	155



Widmung

Ich widme diese Erinnerungen meinem mir fast unbekanntem Vater, Dr. Adolf Kern. Als ich 5 Jahre alt war, im März 1916, wurde er zum Landsturm in Rendsburg eingezogen. Er fiel am 12. April 1918, fast 40 Jahre alt, während der großen Frühjahrsoffensive in Flandern beim Sturm auf das Dorf Locon am La-Bassée-Kanal. –

So fehlte in meiner Jugend der Vater: ein Vakuum, das nur der verstehen kann, den dasselbe Unglück getroffen hat. Die anderen glücklichen Kinder wissen oft gar nicht, was ihnen damit geschenkt wurde, beide Eltern zu behalten; sie nehmen das oft als selbstverständlich, brüsten sich heute womöglich noch mit ihrer „Opposition“ gegen ihren so „völlig veralteten alten Herrn“.



Professor Dr. phil. Adolf Kern, Studienrat
6. 12. 1878 – 12. 4. 1918

Ich war 5 Jahre alt, als mein Vater in den Krieg zog, als er aus meiner Sicht und nach 2 Jahren auch aus meinem Leben, aus meiner Erinnerung verschwand, soweit Mutter nicht durch ihre Erzählungen das Gedächtnis an Vater lebendig erhielt. Dadurch, daß in unserer Familie der Vater fehlte, lag die ganze Last der Verantwortung für unsere Erziehung bei der Mutter. Diese Last hat sie sicher oft kräftemäßig überfordert, vor allem auch weil die materielle Grundlage, die „Hinterbliebenen-Rente“ ihr vom Staat mehrfach gekürzt wurde – da der Staat, der während des Krieges oft vom „Dank des Vaterlandes“ für seine Opfer gepredigt, geprahlt, gelogen hatte – nun, nach der Niederlage zuerst diejenigen Untertanen mit Geldbußen bestrafte, die sich nicht wehren konnten, die Ärmsten der Armen, die wahren Kriegsoffer: die Kriegerwitwen und Kriegswaisen und die betrogenen Rentner. 30 Jahre lang hat unsere Mutter Vater überlebt; sie starb am 26.

November 1948 körperlich total erschöpft, Arterienverkalkung in frühen Jahren. Daß unsere Mutter dies alles überhaupt solange durchgehalten hat, verdankte sie nur ihrem Gottvertrauen, ihrem starken christlichen Glauben, den sie von ihren Eltern ererbt hatte und in dem sie lebte – um zu überleben.

Als dann im 2. Weltkrieg 3 Söhne und 1 Schwiegersohn an der Front standen, traf es sie wie ein Schlag, als ihr ältester Sohn, Adolf, bei Witebsk in Rußland vermißt wurde und nicht wiederkam.

Im Tode – so glauben wir – fühlte sie sich wiedervereinigt mit ihrem Mann, mit dem sie im Leben nur neun kurze Jahre verleben durfte. –



Das erste Bild von mir – unter dem Schutz von Mutter (und Richard Wagner) 1911

Vorname umso anspruchsvoller, gewichtiger: „Alexander“.

Am 7. Januar ging mein Vater zum Standesamt im alten Rathaus, um meine Geburt anzumelden; das heißt: er ließ mich ins Geburtsregister eintragen, um mir damit „amtlich“ die Existenzberechtigung zu geben bzw. geben zu lassen vom Standesamtsschreiber. Das war damals der Stadtsekretär Rudolf Krohn, ein pensionierter ehemaliger Lehrer, der seinen Beruf wegen eines Kehlkopfleidens nicht mehr ausüben konnte. Krohn war sehr belesen und ist bis heute dort bekannt als der berühmteste Stadtchronist von Itzehoe.

Mein Vater kannte den Stadtsekretär seit langem und stand sich gut mit dem gebildeten, geistreichen Mann. Vater meldete also seinen dritten Sohn an und sagte auf Krohns Frage: „Wie soll er heißen?“ „Alexander!“ Darauf – nach einer Pause, nach der Eintragung – sagte Krohn: „Alexander! Glauben Sie, Herr Doktor, daß Mazedonien ihm genügen wird?“ Die Antwort meines Vaters ist nicht überliefert. Ich nehme auch an, daß Krohns Frage rein rhetorisch gemeint war, dafür aber ganz erhebliche Perspektiven und hochgespannte Erwartungen von weltweiten Ausmaßen eröffnete. –

1. Geburt und Anmeldung

In Itzehoe/Holstein geboren am 6. Januar 1911, getauft am 30. Januar von Pastor Fr. Reimers in der St. Laurentii-Kirche.

Schon am Tage meiner Geburt war ich – im Stillen – eine kleine Enttäuschung: „klein“, weil ich nur 5 ½ Pfund wog, und „Enttäuschung“, weil ich 1) nicht, wie gewünscht, zu Weihnachten 1910 zur Welt kam, sondern 12 Tage zu spät, am Ende der Weihnachtstage, am Epiphaniastag, und 2) weil man – nachdem schon zwei Jungens da waren (Adolf 1908 und Karl Friedrich 1909) – ziemlich fest mit einem kleinen Mädchen, einer Margarete, Marie oder Elisabeth, gerechnet hatte.

Der Überraschung, daß nun doch noch ein dritter Junge angekommen war, verdanke ich es, daß ich mit nur einem Vornamen abgespeist wurde: man hatte sich nur auf Mädchennamen vorbereitet. Die Brüder hatten jeder 2 bzw. 3 Vornamen. Dafür aber war mein einziger



Der dritte Junge!

Ich bitte um Entschuldigung – aber wir machen nun einen Zeitsprung über 70 Jahre voraus und fragen uns: Wie weit haben diese Erwartungen sich denn erfüllt?

Wenn ich ehrlich sein soll, dann war der damals solchen Erwartungen ausgesetzte, einen Tag alte Erdenbürger gegen Ende seines Lebens froh, es zu einem durchschnittlichen Kantor und Organisten an der Hauptkirche einer Kreisstadt Schleswig-Holsteins gebracht zu haben, zu einem Amt, das bei Weitem nicht an die Ausdehnung des Landes Mazedonien heranreichte. Ein Amt und ein Leben in der Kirchenmusik, das mir aber auf geistigem und geistlichen Gebiet fast grenzenlos all das zur Verfügung stellte, was unsere großen Kirchenmusiker, die Kantoren und Organisten: Schütze und Buxtehude, Händel und Bach, in ihren Lebenswerken der christlichen Gemeinde über die Jahrhunderte hinweg geschenkt haben, damit wir, die später geborenen Kirchenmusiker, es immer wieder reproduzierend den Gemeinden unserer Zeit nahebrächten, und zwar im Sinne des alten Kantoren-Wahlspruches, der seine Quintessenz findet im „S. D. G.“ = „Soli Deo Gloria“, id est: „Gott allein die Ehre“.

Nach dieser Vorausschau kehren wir wieder zurück zum 7. Januar 1911.

Beinahe hätte der kleine Junge noch nicht einmal die ersten acht Tage überlebt, denn am 3. Lebenstag traten an seinem Körper, am Kinn und am Oberschenkel, hochrote Wucherungen in der Haut auf, die man damals „Blutschwamm“ nannte (Hämangiom) und für sehr gefährlich hielt, da sie beinahe stündlich immer größer wurden und so das kleine Leben bedrohten. Unser Hausarzt, Dr. Falk, konnte diesen Wucherungen nur Einhalt gebieten, indem er sie rigoros mit glühendem Eisen ausbrannte.

Das Geschrei, das ich aus Protest bei der Gelegenheit, bei dieser brutalen Prozedur, mit Sicherheit erhoben habe, legte den Grund zu meiner guten Lungenleistung in späteren Jahren, die wieder Voraussetzung war für ein geläufiges Mundwerk. Wie sagt man in meiner Heimatsprache, in Holstein auf Plattdeutsch?

„He wär good to Foot ünner de Näs.“

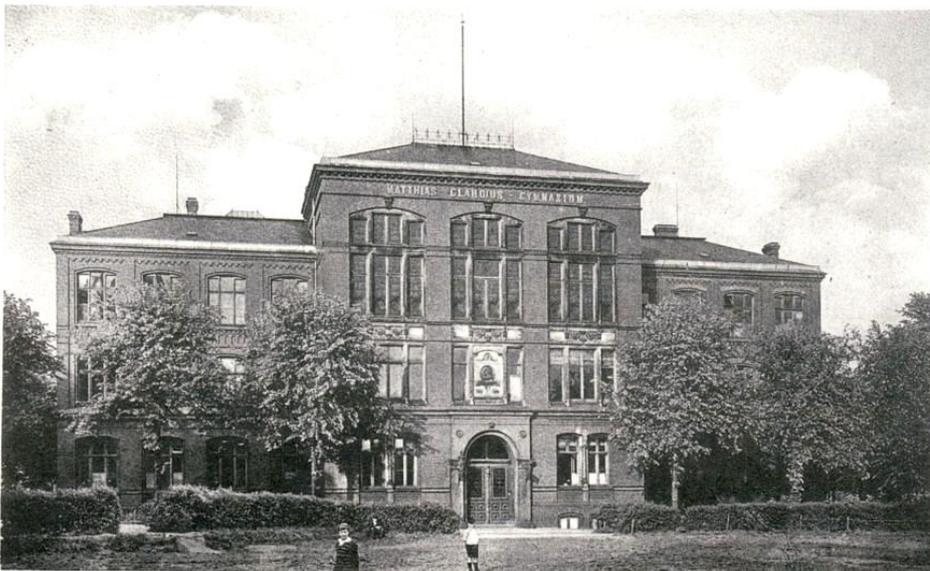


2. „On ne doit jamais frapper un enfant!“

Aus Erzählungen meiner Mutter weiß ich von einem Schulalltagserlebnis meines Vaters aus seiner frühen Lehrtätigkeit als Studienassessor in Wandsbek.

Es war um 1903, als Vater am Wandsbeker Gymnasium Erfahrungen im Unterrichten sammelte; vorher war er kurze Zeit in Bromberg und Gnesen eingesetzt. Seine Unterrichtsfächer waren Englisch und Französisch, und er unterrichtete meistens in den Mittelklassen: Tertia und Sekunda. –

Es war in einer Obertertia in Wandsbek. Assessor Dr. Kern gab Französisch. Einer der größeren Jungs, der – seinem Alter nach – schon in einer höheren Klasse hätte sitzen müssen, ein „Sitzenbleiber“ also, war sehr unruhig und störte dauernd den Unterricht. Assessor Kern vermahnte ihn: „Paulsen, wenn DU nochmal störst, setzt es was!“ Aber der Bengel hatte anscheinend noch einige Monate unausgenutzter Flegeljahre „abzudienen“; er wurde frech, schubste seinen Banknachbarn, zog seinen Vordermann an den Haaren. Aber



Wandsbeck

Matthias Claudius-Gymnasium

als er – aufgerufen – eine Vokabelfrage beantworten sollte, stand er da und wußte nichts, störte aber weiter. Assessor Kern: „Nun ist aber Schluß, Paulsen, ich sage das zum letzten Mal!“ Der Schnösel reagierte darauf, indem er leise – aber vernehmlich – flüsterte: „Das woll’n wir doch mal sehen!“

Das war genügend laut, so daß der Lehrer es hören mußte, nolens volens¹. Dem reichte es

nun. Er ging auf Paulsen zu und „langte“ ihm eine gehörige Ohrfeige. Bei dem Schlag aber kippte der Schüler nach links, wo der Klassenschrank stand, und schlug dort mit dem Kopf gegen eine scharfe Holzkannte, die ihn an der Kopfschwarte, am Haaransatz verletzte, sodaß er etwas blutete. Assessor Kern war perplex, daß sein Schlag solch starke Wirkung hatte, und gleichzeitig erschrak er – so etwas konnte üble Folgen haben. Er ließ den Schüler Paulsen mit dem Primus der Klasse zum Schuldiener gehen, damit dieser ein Heftpflaster auf die kleine Wunde lege. Dem Direktor meldete Dr. Kern in der Pause den „Lapsus“, den ärgerlichen Zwischenfall. –

Am nächsten Tage kam dann auch ein geharnischter Beschwerdebrief von Paulsen-Vater, der den Tatbestand ganz anders darstellte, als sich die Sache wirklich zugetragen hatte, und der von „Mißhandlung“ seines Sohnes durch den „brutalen“ Lehrer sprach. –

¹ Nolens volens – Ob er wollte oder nicht

Der saubere Paulsen-Sohn hatte den Fall zu Hause so gedreht, daß der Lehrer nun als „schikanöser Pauker“ dand, und der – natürlich „völlig unschuldige“ – Sohn nun als ein „Opfer“ dieses „selbstherrlichen“ Lehrers geschildert wurde.

Zum Glück stellte der Direktor, dem Dr. Kern als sehr guter Lehrer und Pädagoge bekannt war, in der Klasse auf Befragen der Mitschüler fest, daß am Vortage Paulsen-Junior den Unterricht dauernd gestört hatte und durch seine Unruhe und Zwischenrufe den Lehrer bewußt provoziert hatte. „De facto“ war also durchaus eine Ohrfeige „drin“ – wie man heute sagen würde. Aber die Schwierigkeit war nicht so sehr die Ohrfeige als vielmehr die Folge des Schlages: die Kopfverletzung an der Schrankkante.

Direktor Landsberg führte am nächsten Tage in seinem Amtszimmer den „empörten“ Vater Paulsen mit Assessor Kern zusammen und vermittelte zwischen den beiden. Der Vater des „mißhandelten“ Schülers mußte zugeben, daß der Bengel zur Zeit seine Flegeljahre schamlos ausnutzte – und der Lehrer entschuldigte sich wegen seiner wohl zu heftigen Reaktion auf die Frechheiten des Schülers. So verblieb alles, die ganze Angelegenheit, im Innern der Schule – ohne nach außenhin noch größere Wellen zu schlagen – vielleicht bis hin zu einem Disziplinarverfahren oder Ähnlichem.

Assessor Kern aber hängt sich einen Zettel – als etwas „legendum cotidianum“ (täglich zu Lesendes) – zur Mahnung über seinen Schreibtisch, ein Motto, lautend:

On ne doit jamais frapper un enfant!

„Man darf niemals ein Kind schlagen!“ Dieses hartnäckige Motto wirkte sich dann wohl in den folgenden Jahren der Lehrtätigkeit besänftigend aus, auch an der deutschen Schule in Brüssel (1904–1907) und später – nach der Heirat 1907 – im Gymnasium in Itzehoe. –

Wohl als Nachwirkung dieser ärgerlichen Wandsbeker Episode schrieb mein Vater viele Jahre später, am 13. Oktober 1911 (ich war damals 10 Monate alt), an den Bruder seiner Frau, meiner Mutter, Dr. Karl Flemming, der nach seinem Staatsexamen seine erste Lehrstelle auch am Wandsbeker Gymnasium zugewiesen bekam²:

– von allen Schulen, die ich kenne, ist W. diejenige gewesen, an der es mir schwer wurde mit den Jungens, hauptsächlich den Tertianern und Sekundanern, fertig zu werden. (Es war nicht erlaubt, handgreiflich zu werden.) Dieses Mittel anzuwenden, würde ich auch an Deiner Stelle nur in ganz vereinzelt Fällen versuchen. Ich fand,



² Komplette Abschrift des Briefes in den Erinnerungen an Marie und Adolf Kern

daß ganz gewissenhafte Vorbereitung auf die einzelne Stunde und etwas Selbstbeherrschung am ehesten dahin führen, Disziplin zu halten. Da ich in W. kennen gelernt habe, wie schwer es hält, möchte ich Dir wünschen, daß Du es besser triffst und es besser anfaßt als ich.

Soweit Vaters Brief: er scheint Mutters Erzählung zu bestätigen. Der Schluß dieses Briefes lautet dann – familiengeschichtlich wichtig:

Mariechen und die Kinder lassen herzlich grüßen. Es geht ihnen übrigens ganz gut, die Krankheit haben sie überwunden und laufen vergnügt im Haus und Garten herum [damals bei Professor Westerwiek in der Talstraße Nr. 5]. Über den Kleinsten [i. e. ego!] sollst Du Dich wundern, er ist sehr mobil geworden, seitdem Du uns verlassen hast.

Auch von mir Dir und Hugo [meinem Patenonkel] herzlichen Gruß

Dein Schwager Adolf

Dieser Brief an seinen Schwager Karl ist eins der wenigen handschriftlichen Andenken an meinen Vater. Meine Eltern haben sich zwar in der Zeit vom 1. März 1916 bis zum 12. April 1918 fast täglich geschrieben, und Mutter bewahrte alle Briefe in einer weißen großen Pappschachtel mit einem Margeritenmuster in ihrer Stube auf. Aber – aus uns Kindern unverständlichen Gründen – hat sie nach dem 2. Weltkrieg, in dem ja ihr ältester Sohn, Adolf, vermißt gemeldet wurde, alle diese Briefe – es müssen Hunderte gewesen sein –, aus denen allein wir unsern Vater hätten näher kennen lernen können, den Vater, den wir praktisch kaum bewußt erlebt haben, weil wir viel zu klein waren – alle die vielen Briefe hat Mutter verbrannt! Sie soll zu meiner Schwester Elisabeth gesagt haben: „Das sind Briefe nur für mich allein; sie gehören nur mir, und nur ich kann sie verstehen; sie sollen keinem anderen jemals gehören!“ Schade – aber wir müssen diesen Entschluß unserer Mutter wohl respektieren.



Mein Vater (ganz rechts sitzend) und Direktor Dr. Halfmann (links) mit seiner 1. Abiturs-Klasse der Kaiser-Karl-Schule 1913. Rechts neben dem Direktor dessen Sohn Wilhelm, der spätere Bischof von Schleswig-Holstein

3. Unser Elternhaus in Itzehoe

Die drei Wohnungen der Familie Kern senior.

Wo wir in Itzehoe gewohnt haben:

1. Nach der Hochzeit in Detmold am 22. Mai 1907 zogen Dr. Adolf Kern und seine Frau Marie geb. Flemming nach Itzehoe, wo Vater ab Ostern an der Kaiser-Karl-Schule unterrichtete. Ihre 1. Wohnung fanden sie im Hause „Café Freund“ in der Großen Paaschburg Nr. 28 in der III. Etage. Hier wurden meine zwei älteren Brüder, Adolf, Karl Friedrich, und ich geboren. Hier lebten wir von 1907–1911.
2. Dann zogen wir um in das Haus eines Kollegen von Vater, des Altphilologen Professor Westerwiek, in der Talstraße Nr. 5. Wir wohnten dort von 1911 bis 1913.
3. Ab 1912 wurde westlich vom Lehmwohld, im Itzehoer Ortsteil „Sude“ (einem alten Bauerndorf, das zum Besitz des Adligen Klosters Itzehoe, dem Patronat der St. Laurentii-Kirche, seit dem Mittelalter gehörte) ein neues Wohnviertel gebaut, das sogenannte „Dichterviertel“, dessen Straßen nach Goethe, Schiller und Lessing benannt wurden. In das



Talstraße 5



Lessingstraße 7

von Baumeister Groth erbaute Wohnhaus, Lessingstraße 7, zogen wir Anfang 1913 ein und wohnten zur Miete. Einige Jahre später – 1917 – kaufte unser Vater dies Haus vom Baumeister.

Unser Haus war das letzte in der Lessingstraße und gleich hinter unserem Garten begannen (über die Lehmwohldstraße hinweg) die Kornfelder Suder Bauern. Ein breites Hecktor, Koppeltor aus Eichenplanken, begrenzte die Lessingstraße im Nordwesten bis in die dreißiger Jahre.



In diesem Hause verlebten wir vier Geschwister unsere Jugend. Nach unserem Auszug nach Berufslehre oder Studium lebte unsere Mutter hier bis zu ihrem Tode am 26. November 1948.

Dies ist mein eigentliches Elternhaus, 1913 bis 1931.

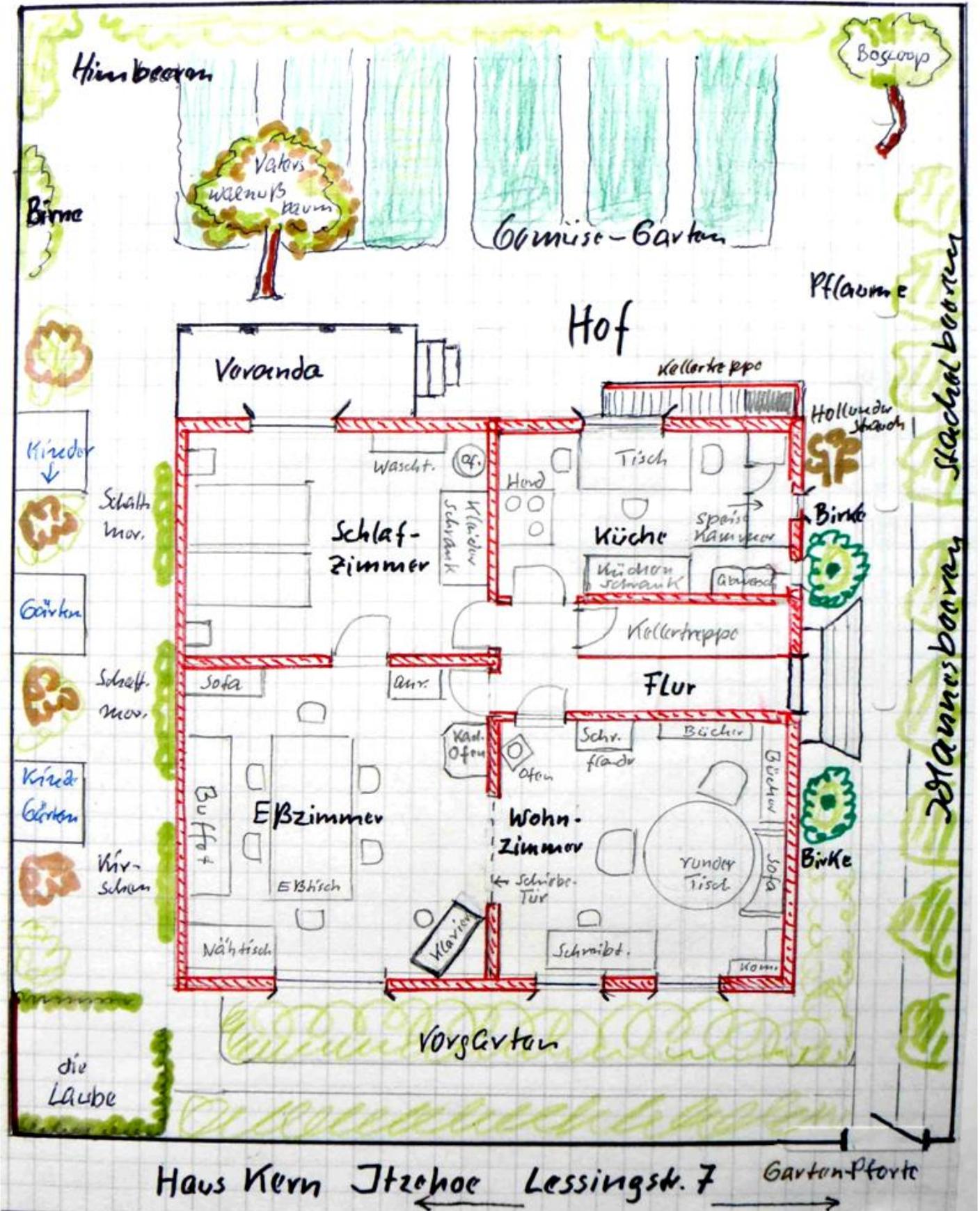
Nach hier – ins Elternhaus – kehrten nach dem Kriege 1939–1945 alle Kinder (außer Adolf † Februar 1944 in Rußland) mit ihren Familien zurück, nachdem es ihnen nicht möglich war, in ihren eigenen Wohnungen in Sorau/Schlesien, Damen/Pommern und Lauenburg/Pommern zu bleiben oder in sie zurückzukehren: Elisabeth und Helmut mit 3 Kindern, Fiete³ und Trude mit 2 Kindern und Maria und ich. Maria kam nach ihrer Flucht vor den Russen im Frühjahr 1945 zu Mutter, nahm aber bald eine Stelle als Sekretärin in Bad Bramstedt an, und ich kam, nach meiner Entlassung aus englischer Gefangenschaft, am 6. März 1946 „nach Haus“.



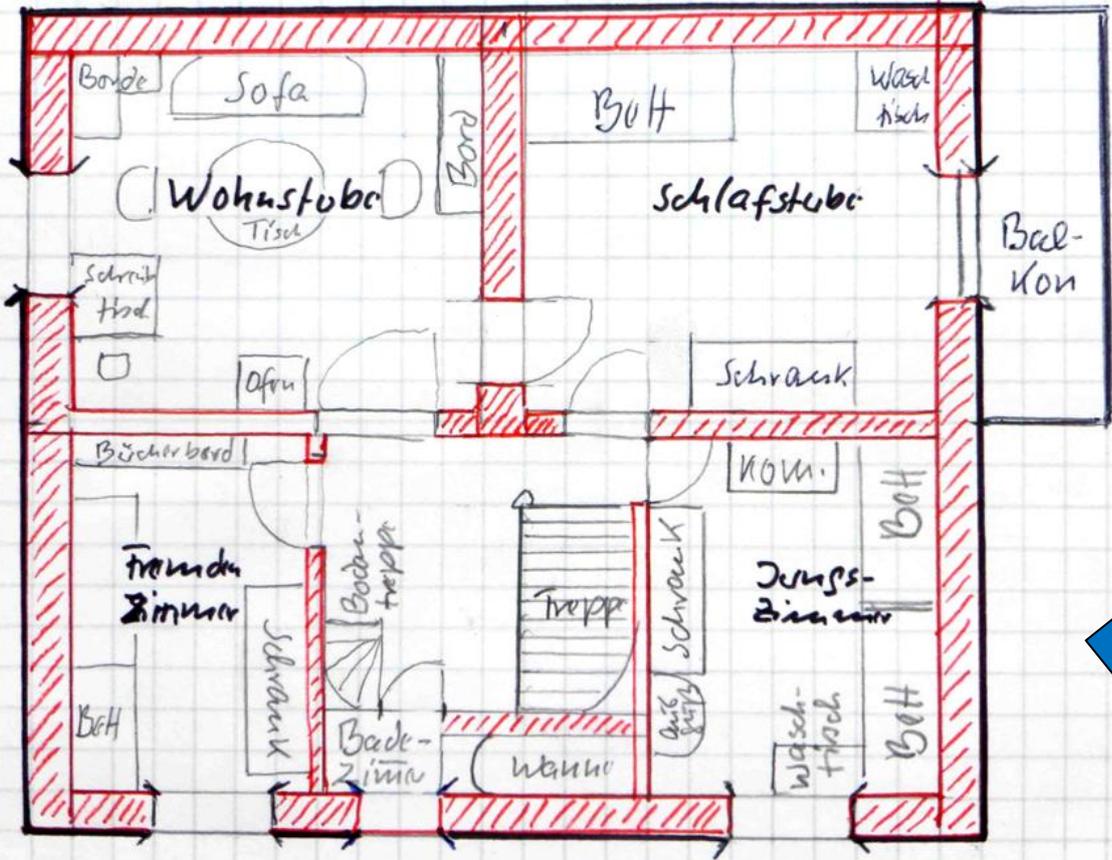
**Mutter, Großmutter
Emilie Kern, Vater vor
dem „Tempel von
Nordoe“ bei Itzehoe
ca. 1910**

³ Karl Friedrich

3 Grundrisse des Hauses Lessingstraße 7:

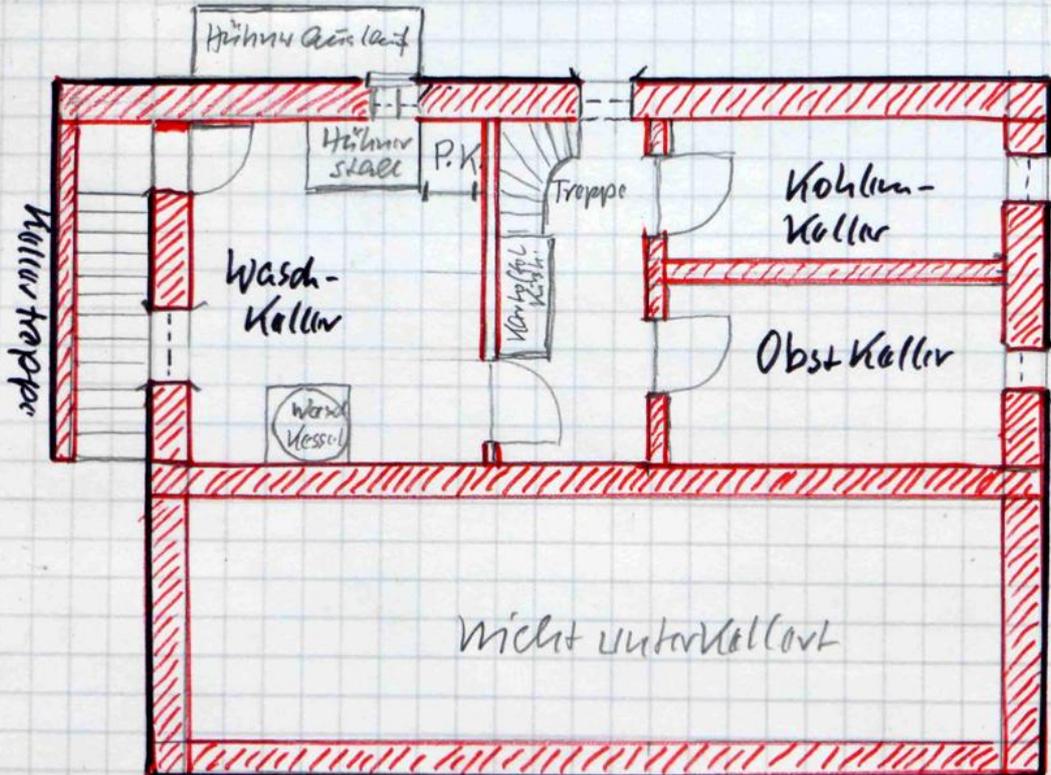


1. Etage : Großmutter's Wohnung Lassingstr. 7
 Elisabeth Flürning 1862-1938 hier ab 1920



Keller

Lassingstr. 7



4. Mit Mutter am Klavier

Mutter sang von Jugend auf: zu Hause, in der evangelisch-lutherischen Kirche und im Chor der „Höheren Töchterschule“ in Detmold; später (1906) mit den Kindern im deutschen Kindergarten in Brüssel, und dann – nach ihrer Heirat – im eigenen Heim in Itzehoe und im 1900 gegründeten „Musikverein“, einem Oratorien-Chor unter der Leitung von Organist Ernst Dibbern. Mutter erzählte mir, daß sie in dem Jahre, bevor ich geboren wurde, also 1910, mit Begeisterung das Oratorium „Elias“ von Mendelssohn-Bartholdy mit geübt und mit aufgeführt habe in der St. Laurentii-Kirche.

Mein Vater, dem die Musik nichts sagte, der kein Gehör und – leider – auch keine Freude daran hatte, ließ Mutter ganz freie Hand darin. In einem der Zeugnisse meines Vaters, 1894, in der Tertia, fand ich unter dem Fach „Singen“: „– seine Leistungen waren im Gesang, weil ihm alles Gehör abgeht: nicht genügend.“ Er soll nicht einmal die National-Hymne mitgesungen haben – das war beinahe ein Staatsverbrechen – damals, in der Kaiserzeit!

Aber er schenkte seiner Frau, der musikbegeisterten Sängerin und Klavierspielerin, im Jahre 1908 ein neues Klavier, ein Instrument der Firma Eggers, damals in Wilster. –

Solange ich denken kann, stand der Deckel des Klaviers offen. So war es nicht verwunderlich, daß alle kleinen Kerne, sobald sie nur mit Mühe und Hochrecken der Ärmchen die Tasten erreichen konnten, anfangen, Töne hervorzubringen, zu „klimpern“, wie das bei uns hieß. Ich selbst habe als 3–4-jähriger Knirps mit hoherhobenen Armen über meinem Kopf mit Vergnügen Tasten angeschlagen, mal im Baß, mal im Diskant. Allmählich wuchs mein Körper dann „am Klavier hoch“, so daß auch der Kopf bis zu den Tasten reichte. Das „Klimpern“ machte uns Kindern Spaß: nur war ich der Einzige, bei dem das Interesse nicht nachließ, der „dabeiblieb“. Für die Geschwister verlor das Klavier bald seine Anziehungskraft. Unsere Mutter hat als junges Mädchen in Detmold eine Zeitlang Klavierunterricht gehabt; sie konnte Choräle und Volkslieder gut begleiten. Das Buch, aus dem sie unser gemeinsames Singen begleitete, kam aus dem Burckhardthaus-Verlag, Berlin, und hieß, in Anlehnung an Paul Gerhardt: „Ein immer fröhlich Herz“. Dieses Buch mit 4stimmigen Begleitsätzen schenkte unser Vater der Mutter zu Weihnachten 1917, als er, nach seinem letzten Urlaub, schon wieder an der Front war. Vater hat damals mit Bleistift eine Widmung hineingeschrieben:



**Vater und Mutter als Verlobte in Brüssel
1907**

Solange noch die altvertrauten Lieder klingen,
sei froh dein Herz,
und auch im Schmerz
nie völlig umzubringen.

Meiner lieben Frau zum 24. 12. 17

(Seit dem Tode meiner Mutter, im November 1948, ist dieses Liederbuch in meinem Besitz.)

Später sangen wir alle diese Lieder mit, wenn Mutter uns um das Klavier versammelte und uns vorsang. –



In der ersten Kriegsbegeisterung wollte unser Vater sich freiwillig melden. Er hatte aber als junger Mann nicht gedient und mußte – dem Alter nach – beim Landsturm ausgebildet werden. Vater war am 6. Dezember 1878 geboren, war also bei Kriegsbeginn schon 36 Jahre alt. Sein Jahrgang wurde erst 1916 eingezogen.

Sein Direktor von der Kaiser-Karl-Schule, Dr. Halfmann, riet ihm von einer Freiwilligenmeldung ab. Er sagte: „Wenn Sie sich jetzt freiwillig melden, bekommt Ihre Familie keine Unterstützung.“ Darauf verzichtete Vater auf die vorzeitige Meldung und wartete, bis er zum 1. März 1916 eingezogen wurde. –

Mutter sang mit uns Kirchenlieder und Volkslieder, besonders viel natürlich zur Advents- und Weihnachtszeit. Als Vater dann 1916 zum Landsturm nach Rendsburg mußte, sang Mutter mindestens an jedem Sonntagnachmittag mit uns, und nun

besonders viel Soldatenlieder. So erinnere ich mich gut an ein (heute würde man sagen „etwas sentimentales“) Lied: „Im Feldquartier auf hartem Stein streck ich die müden Füße“. An weiteren – ähnlichen – Liedern: „Ich hatt' einen Kameraden“, „Zu Mantua in Banden“, „Drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab“, „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang“, „Nun ade, du mein lieb Heimatland“, „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, „Was blasen die Trompeten?“ Und an Volksliedern allgemeiner Art: „Jung Siegfried war ein stolzer Knab“, „Ein Jäger aus Kurpfalz“, „Ännchen von Tharau“, „Es waren zwei Königskinder“ und viele andere mehr. Daneben viele Glaubenslieder, besonders von Paul Gerhardt: „Befiehl du deine Wege“, „Die güldne Sonne“ und die schönen Abendlieder „Nun ruhen alle Wälder“ und „Der Mond ist aufgegangen“. Bei diesem letzten Lied denke ich an einen Abend noch im Kriege, ich war vielleicht 4 oder 5 Jahre



alt, als wir all die letzte Strophe sangen: „– und laß uns ruhig schlafen, und unsern kranken Nachbarn auch!“ –, und mir die Tränen kamen, weil ich einen Kopfverband wegen einer Ohrentzündung trug und mich darum von dieser Zeile stark betroffen fühlte. – Auch nach Vaters Tode wurden diese unsere Singenachmittage noch jahrelang weitergeführt. –

Rekrut Adolf Kern in Rendsburg 1916, kniend ganz rechts



Annemarie

(„Im Feldquartier auf hartem Stein...“)

Worte von W. Best, Musik von K. Ramrath.

1. Im Feld-quar-tier auf har-tem Stein
2. Wir müs-sen mit dem frem-den Pfad
3. Und schi-egt mich ei-ne Ku-gel tot,

1. Äred ich die mü-den Älle-der und sin-ge in die
2. gar mil-de Schlach-fen schla-gen, von ei-nem Wie-der-
3. kann ich nicht heim-wärts wan-bern, dann wein dir nicht die

1. Welt hin-ein der Lieb-sten mei-ne Lie-der. Nicht
2. se-hens-tag kann, Lieb-ste, ich nichts sa-gen. Viel-
3. Äug-lein rot, nimm dir halt ei-nen an-bern, Ährum

1. Ich al-lein habs so ge-macht, An-ne-ma-riel von der
2. leichtwerd ich bald bei dir sein, An-ne-ma-riel viel-
3. ei-nen Bur-schen schlank und fein, An-ne-ma-riel es

1. Lieb-sten träum-te bei der Nacht die gan-ze Kom-pa-
2. leicht auch scharrt mich mor-gen ein die gan-ze Kom-pa-
3. draucht ja grad nicht ei-ner sein von mei-ner Kom-pa-

1. u. 2. 3.
1. nie, die gan-ze Kom-pa-nie.
2. nie, die gan-ze Kom-pa-nie.
3. nie, von mei-ner Kom-pa-nie. * nie.

Dieses – zeitbedingte – Volkslied aus dem 1. Weltkrieg fand ich in keiner Sammlung unserer Zeit mehr – – –

1. Es geht bei ge-dämpf-ter Trom-mel-klang; wie
weit noch die Stät-te, der Weg wie-lang! O
wär er zur Ruh'— und al-les vor-bei! Ich
glaub',— es bricht— mir das Herz ent-zwei! Ich
glaub',— es bricht mir das Herz ent-zwei.



Adolf Kern beim Landsturm 1916

5. Krieg – Ausschlag – Hunger 1917

Es war im vierten Kriegswinter 1917–1918. Wir Kinder waren alle sehr mager, schwächlich, unterernährt; wir hatten rachitische Zähne, waren immer hungrig und unsere Mutter konnte uns nur die dürrtigitsten Lebensmittel geben, denn alles war rationiert, alles gab es nur auf „Lebensmittelkarten“; und unsere Mutter hatte weder Geld noch „Beziehungen“ zu besser gestellten Bauernhöfen in der Marsch, wo man – manchmal für viel Geld oder Sachwerte – Butter und Fleisch hamstern konnte. Dieser Kriegswinter erreichte eine traurige Berühmtheit unter dem Namen „Steckrüben-Winter“. In der Tat waren damals die Rüben das Hauptnahrungsmittel des hungernden Deutschland. Man kaufte die Steckrüben als Dörrgemüse oder scheinweise in Salzlake aus Fässern. Findige Hausfrauen machten „das Beste daraus“: Die Rüben wurden Grundlage und Ersatz für alles. Außer dem gewöhnlichen Rübengemüse verarbeiteten die Kriegerfrauen sie zu Suppe, Salat, Pfannkuchen, Topfkuchen oder extrahierten den geringen Zuckergehalt zu Marmelade oder Ersatz-Bonbons – um überhaupt etwas Abwechslung in den Speisezettel zu bringen. Sogar Kaffee-Ersatz wurde aus schwarzgerösteten und dann gemahlenden Rübenstücken fabriziert. Ob Rüben auch im Brot waren?



Ich sehe uns Kinder noch, wie wir in der Lessingstraße an der Haustür standen und auf den Brotwagen von Bäcker Schuldt – Lindenstraße warteten, der wöchentlich das auf das Gramm genau zugeteilte Brot in kleinen dunklen Brotlaiben zu den einzelnen Familien brachte. Unsere Familie bekam pro Woche 14 der kleinen Schwarzbrote, die ca. 30 cm lang und 10x10 cm breit waren. Gegen Ende des Krieges wurden die Brote immer kleiner und bestanden zuletzt aus schwarzer, klietschiger, feuchter Brotmasse, der man die „Streckzugaben“ (Kartoffelmehl und ähnliches) ansah und -schmeckte. –

Wenn unsere Mutter beim Abendbrot die dünnen Brotschnitten an uns Kinder austeilte: 2 Scheiben für jedes Kind, bestrichen mit Margarine oder mit „Streckbutter“ (das war $\frac{1}{2}$ ⌘^4 echter Molkerei-Butter, die mit einem Pulver aufgeköcht wurde und dann ein ganzes Pfund ergab). Als Belag auf unsere Brotscheiben gab es ein wenig geriebenen Kräuterkäse.

⁴ $\frac{1}{2}$ ⌘ - ein halbes Pfund (250 Gramm)

Herbst 1917 vor der Kellertreppe, Lessingstraße 7: Karl Friedrich, Elisabeth, Mutter Marie, Alexander und Adolf jr.



Und wenn eins der Kinder mal um eine Scheibe mehr bat, dann mußte Mutter „nein“ sagen, weil es sonst nicht reichte über die sieben Wochentage. Sie maß die Tagesrationen mit einem Centimetermaß ab! Mutter sprach dann von dem „Deputat“, das jedem einzelnen zustände. Ich, in meiner kindlichen Unvernunft, sagte einmal beim Abendessen: „Ich habe noch nicht mein ‚Datum‘“, was am Tisch unter den Geschwistern große Heiter-

keit auslöste. Aber es stimmte, ich hatte erst eine Scheibe gegessen und bekam meine 2. Brotscheibe. –

Durch Unterernährung war wir alle im Wachstum zurückgeblieben, was sich auch bei den rachitischen Zähnen zeigte = die sogenannte englische Krankheit: durch Vitamin-D-Mangel.

Vielleicht aufgrund der vielfach mit chemischen Mitteln „gestreckten“ Lebensmittel und der Ersatzstoffe bekamen wir Kinder alle einen Ausschlag, Furunkel, große, schmerzhaft entzündete Beulen vor allem auf dem Kopf. Um diese Beulen behandeln zu können, mußten alle Haare kurzgeschnitten bzw. abrasiert werden. Es sah sehr häßlich aus und tat auch recht weh, besonders, wenn Mutter abends, nach dem Waschen, darangehen mußte, von den Ausschlagbeulen die harten Brocken abzulösen und die Haare um die wunden Stellen abzuschneiden – bevor sie die Ausschlagstellen mit Salbe behandeln konnte. Ganz deutlich sehe ich noch uns Kinder auf dem Tisch unter der Gaslampe sitze in unserem Nachthemdchen; dann begann für unsere Mutter und für uns die schmerzhaft Prozedur des Abwickelns des Tagesverbandes, der Mullbinden; das Säubern der eitrigen Beulen, das vorsichtige Vorweichen und Ablösen des Schorfes, der Borken, die sich gebildet hatten, und gerade dies war für uns Kleinen sehr



1917 vor dem Elternhaus: Adolf junior, Karl Friedrich, Alexander und Elisabeth 17

1918: Die Kinder mit kurzgeschorenen Haaren

schmerzhaft: es gab viel Tränen und Geschrei.

Elisabeth war damals 3 und ich 6, Fiete 8 und Adolf 9 Jahre alt. Wenn Mutter dann – endlich – die vielen Beulen auf unseren Köpfen gesäubert, jede einzelne mit Salbe behandelt und dann neu verbunden hatte für die Nacht, dann war sie selber fast am Weinen wegen der Schmerzen, die sie uns zufügen mußte.



Hier muß ich noch eine Reaktion unseres Vaters im Felde eintragen, der an der Front ja täglich viel schlimmere und grausamere Dinge sah und miterlebte. Auf die Klagen unserer Mutter in den Briefen an ihn – sie schrieben sich täglich! – schrieb er ihr (so hat sie mir erzählt): „Mein liebes Kind, Schwierigkeiten dieser Art sind dazu da, überwunden zu werden!“

Ja, das schrieb er! Leicht geschrieben, aber schwer, sehr schwer zu erfüllen für unsere geplagte Mutter mit ihren weinenden Kindern in diesem dunklen Kriegswinter 1917–18.



Lebensmittelkarten aus dem Ersten Weltkrieg



6. Als die Nachricht von Vaters Tode kam – 21. April 1918

Es gibt Tage und Augenblicke, die man in einem Leben nicht mehr vergißt.

Ein solcher Tag war für uns, für die Familie Kern, die Mutter und die vier Geschwister, Sonntag, der 21. April, im letzten Jahr des 1. Weltkrieges.

Wir Kinder standen an diesem Sonntagnachmittag um das Klavier im Hause Lessingstraße 7, an dem unsere Mutter saß und mit uns Soldatenlieder sang. Auf dem Klavier stand ein Foto unseres Vaters als Leutnant der Reserve vom Herbst 1917, daneben eine Vase mit Tannenzweigen. Das Bild unseres Vaters, der „im Feld“, im „Schützengraben“, in der „Schlacht“ war, wo er für das „Vaterland“ kämpfte in „Nässe und Kälte und Schlamm“ – was immer wir uns darunter vorstellen konnten! –

Plötzlich klingelte es an der Haustür. Mutter ging hinaus auf den Flur, um zu öffnen. Es war der Telegrammbote.



**Vater als Leutnant der Landwehr
Frühjahr 1918**

Mutter kam zurück ins Zimmer. Sie sagte kein Wort und war ganz bleich; das geöffnete Telegramm hielt sie in der Hand.

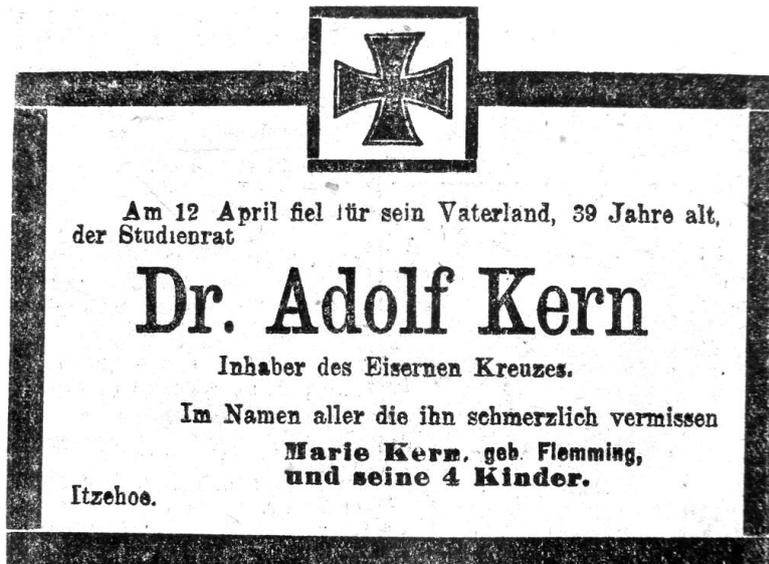
Sie setzte sich wieder auf ihren Platz vor dem Klavier, stützte sich mit Hand und Kopf auf das Notenpult und weinte, still, unaufhaltsam, hoffnungslos vor sich hin. –

Sonst war alles ganz still in der Stube.

Wir Kinder standen ganz erschrocken da, daß unsere Mutter so weinte, und wir ahnten noch nichts – konnten es gar nicht ahnen, was dieses Weinen bedeutete.



**Vaters Grab auf dem Kriegsfriedhof
Salomé in Flandern**



Dann fingen auch wir Kinder an zu weinen, weil wir die Mutter so traurig sahen.

Nach einiger Zeit, als Mutter etwas ruhiger geworden war, sagte sie zu uns (ungefähr mit diesen Worten): „Unser lieber Vater ist für das Vaterland gefallen im Kriege in Flandern, er kommt nie wieder. Er ist nun im Himmel beim lieben Gott und sieht auf uns herab. Er hat nun keine Schmerzen mehr, er ist ganz still und voll Frieden.“ –

An diesem Nachmittag fiel die ganze große Last der Verantwortung für die Kinder allein auf unsere Mutter, die in späteren Jahren oft fast verzagte vor dieser schweren Aufgabe. Nur durch ihren ererbten festen christlichen Glauben bekam sie immer wieder Kraft zum Durchhalten.

Von diesem Tage an mußten wir Kinder aufwachsen ohne Vater, eine Entbehrung, die nur der wirklich verstehen kann, der selber diesen Verlust in früher Jugend erlitten hat.

Wir Kinder konnten damals natürlich auch nicht im entferntesten ermessen, was das hieß: ohne Vater aufzuwachsen. Denn selbst die größte Mutterliebe kann den Vater nicht ganz ersetzen.

Wie ganz anders wäre zum Beispiel unsere Schulzeit verlaufen, wenn unser Vater – heil aus dem Kriege zurückgekehrt – in seinem Kollegium an der Kaiser-Karl-Schule geblieben wäre. Welche Hilfe und jede Art Förderung hätten wir an ihm als Vater und als Lehrer gehabt. Vielleicht hätte Bruder Adolf nicht schon von der Untertertia und Elisabeth und Karl Friedrich in der Untersekunda von der Schule abzugehen brauchen, um eine Lehrstelle anzutreten, um einen Beruf zu erlernen. –



Welch großen Beistand hätte ich persönlich an Vater gehabt in den Mittelklassen, vor allem auf dem Gebiet der Sprachen: Vaters Lehrfächer waren Englisch und Französisch, aber seine guten Kenntnisse im Lateinischen und im Griechischen weisen seine Dissertation aus über das literarische Thema: „George Chapman's Tragödie 'Caesar and Pompey' und ihre Quellen.“, die er im Jahre 1901 der Friedrichs-Universität in Halle-Wittenberg für die Promotion zum Dr. phil. vorlegte. Chapman war übrigens (1559–1634) einer der kleineren, wenig bekannten Theater-Dichter zur Zeit Shakespeares. –

Auf dem Felde der Ehre fiel am 12. April
in den Kämpfen im Westen unser lieber Amtsgenosse

Herr Studienrat Dr. Kern

Leutnant der Landwehr, Inhaber des Eisernen Kreuzes

Durch sein gediegenes Können, durch sein gleichmässig heiteres und liebenswürdiges Wesen war er ein ausgezeichneter Lehrer und Erzieher, bei Eltern, Amtsgenossen und Schülern gleich beliebt und verehrt. Wir trauern wieder um einen der Besten.

Itzehoe, den 21. April 1918.

Der Lehrkörper der Kaiser-Karl-Schule.
I. A.:
Direktor Dr. **Halfmann**, Geheimer Studienrat.

Dies alles wäre Wirklichkeit geworden, wenn unser Vater wiedergekommen wäre. Ja, wenn!

Nachruf in der Zeitung – Itzehoe, April 1918

Den Ehrentod fürs Vaterland erlitt am 12. April in den schweren Kämpfen im Westen Studienrat Dr. Adolf Kern von unserer Kaiser-Karl-Schule, als Landsturmmann eingezogen am 1. März 1916, Leutnant der Landwehr seit dem 21. Dez. vor. Js. Mit der durch diesen jähen Kriegertod schwergetroffenen hinterbliebenden Familie beklagen all die Vielen, die den tüchtigen Schulmann und liebenswürdigen trefflichen Menschen näher kannten und hochschätzten, sein Hinscheiden auf tiefste. Unsere Kaiser-Karl-Schule, welcher Dr. Adolf Kern seit dem 1. April 1907 als Oberlehrer für die neusprachlichen Fächer angehörte – (vordem war er 3 Jahre als Oberlehrer an der deutschen Schule in Brüssel, vorher an den Gymnasien in Wongrowitz und Wandsbek tätig) – hat mit Dr. Kern einen hervorragenden und allgemein beliebten Lehrer dahingeben müssen und damit einen schmerzlichen neuen Verlust erlitten, nachdem dieser Weltkrieg schon drei Mitglieder ihres Lehrkörpers dahingerafft hatte.



**Das Grab in
Salomé heute**

7. Der „schäbige“ Weihnachtsstern

Weihnachten 1917 lag unser Vater – damals Leutnant d. R. Adolf Kern – mit seinem Infanterie-Zug des I. R. Nr. 31, 6. Kp. im Schützengraben in Flandern. Es war sein letztes Weihnachten. Die Schützengräben der Front starrten in Schlamm und Frost. –

Um Neujahr schickte Vater unserer Mutter und uns Kindern einen kleinen Weihnachtsstern nach Itzehoe, der aus schmalen weißen Papierstreifen gefaltet, das Tannenbäumchen im Unterstand, zusammen mit andern wenigen Sternen und Kerzen, in einer ruhigen Stunde der Heiligen Nacht geschmückt hatte. Der Stern hing an einem schmalen rotweißen Band.

Seit Weihnachten 1918 – dem ersten ohne unseren Vater, den wir nun auch an der Front nicht mehr in Gedanken suchen konnten – hing dieser Stern in jedem Jahr an einem der vorderen Zweige unseres Weihnachtsbaumes. Der kleine Papierstern wurde mit jedem Jahr unansehnlicher, zwei Zacken daran waren von Kerzen angesengt. Aber jedes Jahr erschien er wieder an unserem Weihnachtsbaum. – Der kleine, nun schon ziemlich schäbige Stern symbolisierte in etwa die Erinnerung an den schwachen Lichtschimmer des Weihnachtsabends 1917 im Schützengraben in Flandern, in der unmenschlichen Umgebung der Front des Weltkrieges, der unserem Vater am letzten Weihnachtsabend seines Lebens geschehen hatte. –

Das Festhalten an diesem unscheinbaren kleinen Zeichen der Kriegsweihnacht, das noch eine direkte Beziehung zu unserem – für uns Kinder in den zwanziger Jahren längst legendär gewordenen – Vater hatte, war ein tapferes Aufbegehren unserer Mutter gegen die Sinnlosigkeit des Weltgeschehens auf den Schlachtfeldern. Es war ein positives „Dennoch“ auf die Gemeinheit kaltblütiger Vernichtung von Menschenleben und des an diesen Menschen hängenden Familienglücks. Es war eine klare Absage an die Sinnlosigkeit des gegenseitigen Mordens, das schon damals, im 1. Weltkrieg – wie auch 20 Jahre später – mit verlogenen patriotischen Phrasen vergoldet und verkleidet wurde. Aber die Millionen der Kriegerwitwen, diese wahren Opfer des Krieges, merkten schon sehr früh, daß diese „Vergoldung“ nur Schaumgold war: eine schäbige, heuchlerische Maskierung der offiziellen Verachtung des Lebens anderer Menschen, der Mitmenschen, die das Neue Testament „Unseren Nächsten“ nennt.

8. Der Heidekranz um Vaters Bild

Auf einer Autofahrt mit Christoph im Sommer 1984 nach dem Dorf Kolenfeld bei Wunstorf, – nach der Kirche dem alten Pastorat meines Großvaters Hugo Flemming um 1890, und des Geburtshauses und der Taufkirche meiner Mutter Marie geb. Flemming – flogen links an der Autobahn bei Bremen viele Kiefern Hügel an uns vorbei, deren Boden von blühendem Heidekraut/Erika übersät war. Beim Anblick dieser hellroten Flächen dachte ich an die Jahre nach dem 1. Weltkrieg, als unsere Mutter jedes Jahr im Herbst mit uns Kindern zu den Twietbergen an der Alten Landstraße „in die Heide“ zog. Seit 1918 hing ein großes Foto unseres gefallenen Vaters schräg über dem Klavier an der Wand; das Bild war die Vergrößerung einer Aufnahme aus den ersten Jahren ihrer Ehe, ca. um 1908–09.

Das Bild vom Vater hatte einen Holzrahmen in hellgelbem Birkenholz mit 4 schwarzen Ecken in den Winkeln ungefähr von der Größe 50 x 40. Es zeigte Vater mit einem randlosen „Kneifer“ und Mutter fand, es sei das beste Bild, das von ihm existierte. Damals, um 1910, hatte Vater nur ein kleines Bärtchen, noch nicht den großen Vollbart, der auf seinem Foto im Lehrerzimmer der Kaiser-Karl-Schule abgebildet ist. Im Felde, 1916, fiel dieser Bart der Gasmasken der Frontsoldaten zum Opfer; und auf dem letzten Bild unseres Vaters, als Leutnant der Reserve Dezember 1917, ist er ganz bartlos und sieht viel jünger aus als auf den „Bart“-Bildern. –



Das Bild über dem Klavier, vor dem ständig Blumen oder Tannengrün standen und das der Heidekranz umgab, begleitete unsere ganze Kinderzeit, bis wir – einer nach dem anderen – unser Elternhaus verließen: zuerst Adolf, der nach seiner Konfirmation 1924 zu Bauer Gloyer in Heiligenstedten kam, um seine Landwirtschaftslehre durchzumachen. Aber im Winter besuchte er die Landwirtschaftsschule in Itzehoe, in der Brunnenstraße (Direktor Dr. van der Smissen) und wohnte wieder zu Haus.



September 1923: Elisabeth, Karl Friedrich,
Mutter Marie, Alexander

Dann machte Karl Friedrich 1926 die „Mittlere Reife“ an der Kaiser-Karl-Schule. Er blieb aber noch 3 Jahre zu Haus, da er seine Kaufmannslehre bei der Firma Dammann in der Feldschmiede durchmachte. Nach seiner bestandenen Gehilfenprüfung ging er nach Schlesien.

Elisabeth besuchte das Lyceum, Große Paaschburg, bis zur Untersekunda (1930), und ging dann in die Landwirtschaftslehre auf einen Bauernhof in Bokel bei Kellinghusen, was nicht leicht für

Adolf junior

sie war. Später in den 30er Jahren wurde sie Sekretärin bei der Haftpflicht-Versicherung (Schwenk) in der Karlstraße.

Ich selbst machte 1931 an der KKS Abitur, damals war ich schon 20 Jahre alt. Ich war immer ein schwächliches Kind, oft krank – nach Erzählung meiner Mutter wog ich noch mit 12 Jahren nur 48 kg – und wurde deshalb fast jedes Jahr zur Erholung in ein Kinderheim auf den Nordseeinseln verschickt. Das war meinem Fortkommen in der Schule natürlich nicht dienlich. Deshalb machte ich schon in den unteren Klassen einmal „Station“: Ich war in den 20er Jahren ein mittelmäßiger bis schlechter Schüler; und als ich 1926 Orgelunterricht bei Organist Dibbern bekam, der mich brennend interessierte – viel mehr als Mathematik oder französische unregelmäßige Verben –, blieb ich prompt 1927 „sitzen“.



Nach meinem Kirchenmusik-Studium in Hamburg und Berlin, meinen beiden Examina „B“ und „A“ und meinem 1. Kirchenamt in Lauenburg/Pommern kam ich nach dem 2. Weltkrieg wieder nach Itzehoe – diesmal als Flüchtling und 1946 entlassener Kriegsgefangener. Von Mai 1946 bis Oktober 1973 war ich dann 27 Jahre Kantor und Organist an der St. Laurentii-Kirche in meiner Heimatstadt. –



Alexander und Elisabeth (unten Mitte) ca. 1928: Baden in Beckmanns Tonkuhle

In jedem Herbst seit 1918 machte sich unsere Mutter mit uns vier Kindern auf, um in die Twietberge zu gehen. Diese 3 mäßig hohen Sandhügel lagen damals in einer einsamen Gegend an der Alten Landstraße, dem Ochsenweg, den wir durch den nahen Lehmwohld und über den „Dreiecksplatz“ erreichten; rechts an dem breiten Sandweg, einer uralten Heerstraße, lagen die „Berge“.

Jahrhundertlang trieben dänische und nordschleswigsche Viehhändler ihre gemästeten Ochsen auf dieser Trift nach Süden, bis Itzehoe, wo es auf dem Ochsenmarktskamp noch Ende des 19. Jahrhunderts Auftriebe bis zu 10.000 Stück Vieh gab.

In meiner frühen Fantasie stellte ich mir vor, daß auf der „Alten Landstraße“ schon vor Christi Geburt, um 100 a. C., die Cimbern, Teutonen und Ambronon nach Süden, durch ganz Europa zogen, bis ihr Zug am Mittelmeer bei Vercellae und Aquae-Sextiae



**Karl Friedrich und Elisabeth
1930 auf der Stör**

durch römische Heere unter Marius endete.

Manche Itzehoer bezeichneten die Twietberge auch als Hünengräber, wohl im Vergleich mit dem „Galgenberg“, einem großen Grabhügel aus der Bronzezeit, der gegenüber dem Friedhof Brunnenstraße auf der rechten Seite der

bis hierher führenden Alten Landstraße liegt. Im Mittelalter war dieser Hügel eine klösterliche Richtstätte, bis in 18. Jahrhundert. Nach den archäologischen Ausgrabungen dort, 1936, heißt er „Germanengrab“. –

Die Twietberge waren in jedem Herbst mit blaßrot blühenden Heidekrautmatten bedeckt. Von ihrer Höhe hatte man einen herrlichen Blick über Wiesen und Moor bis Stormsteich hin, dem „Paradies“ und dem Lehmwohld, nach Westen aber bis zu dem alten Bauerndorf Sude mit der Anhöhe des Fuchsbergs an der Stör.

Wenn wir auf der Spitze des 1. Twietberges angekommen waren, setzte unsere Mutter sich auf eines der unzähligen Heidekraut-Polster und wir Kinder pflückten viele kleine Sträuße des nach Honig duftenden Heidekrautes, in dem die Tausende



**Alexander, Karl Friedrich, Marie, ?, Großmutter Elisabeth
Flemming, Elisabeth und Adolf Mai 1930 – Elisabeths
Konfirmation**

von Bienen emsig Honig sammelten und ihre faulen Verwandten, die dicken Drohnen, für den eigenen Bedarf sorgten. Wenn die kleinen Fäuste voll waren von Heiderispen, brachten wir sie zu Mutter, die daraus eine Girlande, einen langen breiten Kranz band, der dann zu Hause um das Bild von Vater befestigt wurde. Dort blieb er hängen bis zum nächsten Herbst.

So zogen wir fünf jedes Jahr im August-September „in die Heide“, um von neuem das Bild des von Mutter und Kindern schmerzlich vermißten Vaters zu schmücken.



**Sieg der Römer über die Kimbern
101 vor Christus bei Vercellae.
Gemälde von Tiepolo 1525–29**

9. Ein Kellner aus Altona

Um 1920 besuchte eines Tages ein Herr unsere Mutter, Marie Kern geb. Flemming, in Itzehoe. Er stellte sich vor als ehemaliger Kamerad unseres Vaters in einer Infanterie-Kompanie der 31. I. D.⁵, des Zugführers Leutnant Kern in Flandern.

Er erzählte (dem Sinne nach): „Ich möchte Ihnen sagen, Frau Kern, daß ich meinem damaligen Vorgesetzten, Leutnant Adolf Kern, unserm ‚Herrn Doktor‘, wie wir ihn achtungsvoll nannten, ewig dankbar sein werde für alles, was er mir Gutes getan hat. Ich bin Jude! Als solcher hatte ich viel zu leiden durch die gehässigen Quälereien, Beschimpfungen und Anzapfungen⁶ der anderen Soldaten, besonders durch die verächtlichen Hänseleien der Antisemiten in unserer Kompanie. Das hat mich oft bis zur Verzweiflung getrieben. Aber dann ist Ihr Mann, Frau Doktor, für mich eingetreten, und hat sich diese Gemeinheiten der Hetzer in seinem Zuge ein für

allemal verboten. Dank seiner Autorität war ich von da an geschützt, und mein Leben beim Kommiß⁷ wurde erträglicher. Das kann ich meinem Zugführer Herrn Ltn. Kern bis über seinen Tod hinaus nicht vergessen. Ich bin jetzt Kellner in Altona und ich freue mich, daß ich meinen Dank wenigstens noch Ihnen, seiner Frau, abstaten kann.“



Adolf Kern

⁵ Infanteriedivision

⁶ Angriffe

⁷ Militär

10. Der Inflations-Betrug 1917 – 1923/24⁸

Im Spätherbst 1917⁹ kam unser Vater zum letzten Mal auf Urlaub nach Itzehoe. Sein Regiment lag an der Westfront im Raum Armentières. Er hat Mutter erzählt, daß er seinen Urlaubsschein nur ausgehändigt bekam von seinem Kompanie-Führer, nachdem er – auf heftiges Drängen seines Vorgesetzten – sich ehrenwörtlich verpflichtet hatte, in Itzehoe, in der Heimat, alles irgendwie verfügbare gesparte Geld als Kriegsanleihe zu zeichnen!

Diese perfide Gemeinheit der Heeresführung, des damaligen deutschen Staates, ist wohl kaum zu überbieten: man zog so den Frontkämpfern in der Heimat noch den letzten Groschen aus der Tasche, beraubte seine Angehörigen der letzten geldlichen Reserven. Es war dies ein Akt brutaler Erpressung, daß man die Aushändigung des Urlaubsscheines für einen Familienvater mit 4 Kindern davon abhängig machte – obgleich man im Herbst 1917 in der Obersten Heeresführung ganz genau wissen mußte, daß der Krieg bereits verloren war, seitdem ab Sommer des Jahres Millionen bestausgerüsteter amerikanischer Soldaten in Frankreich gelandet waren.

Die Notgroschen für die deutsche Kriegsanleihe waren also schon damals aus dem Fenster geworfenes Geld; das zeigte sich besonders nach dem Kriege, in den Jahren 1923/24 bei

dem Volksbetrug des Deutschen Staates, der sogenannten Inflation: Nachdem die Geldentwertung der deutschen Reichsmark immer höher getrieben worden war – um die Wende 1922–1923–1924 ging es bei den benannten Summen schon um unvorstellbare Zahlen, Millionen, Milliarden, Billionen –, wurde plötzlich alles Reichsmarkgeld, alle Vermögen, alle Ersparnisse, alle schwer erarbeiteten Renten für ungültig, für wertlos erklärt. Mit dieser Geldentwertung entledigte sich der deutsche Staat mit einem Schlage aller seiner Kriegsschulden im Lande, das heißt seiner Ausgaben für Mordinstrumente, für Granaten, Minen, Gewehrpatronen und Giftgasbehälter, indem er vor allem die Spargroschen seiner ärmsten Bürger so entwertete, daß davon praktisch nichts übrigblieb. Es waren dies aber die dem Staat „auf Treu und Glauben“ anvertrauten Spargelder und die vielfach erpreßten Kriegsanleihen, die sich nun in nichts auflösten.

Bei diesem staatlichen Betrugsmanöver größten Ausmaßes ließ er seine Staatsbürger die wahnsinnigen Ausgaben des Weltkrieges bezahlen, das heißt das Geld, das der Staat in die Luft geschossen: verpulvert hatte. Dafür hatten 2 Millionen deutsche Soldaten ihr Leben geopfert.

Und was war der nachweisbare Gegenwert für diese verschleuderten Summen? Millionen Soldaten-Leichen der „Feinde“ in ganz Europa!



⁸ Siehe auch eine Analyse der Inflationskrise aus heutiger Sicht im Anhang Seite 154

⁹ Urlaub vom 20. September bis 7. Oktober 1917

1924 wurde dann die „Rentenmark“ (ein Hohn für die betrogenen Rentner?) statt der alten Reichsmark als allein gültiges Zahlungsmittel eingeführt. Eine Rentenmark = eine Billion Reichsmark. Der betrogene Deutsche fragte sich danach, 1924, und fragte sich auch 1948 beim 2. Staatsbetrug (diesmal hieß er offiziell „Währungsreform“), und fragt sich heute, 1984, wieder: „War dieser grandiose Staatsunterschleif¹⁰ eigentlich kein Betrug? Darauf antworten 1924 die damals in Deutschland verantwortlichen Staats- und Bankmänner: „Nein! Also wir sind nicht schuld daran; schuld ist allein die 1918 abgetretene, feige entflohene kaiserliche Regierung, bei der müßt ihr euch beschweren!“



Aber da war schon wieder eine Lüge drin, denn die jetzigen demokratischen Herren in der Nachkriegsregierung, im Reichstag, Anfang der 20er Jahre, stimmten in der Mehrheit (einer auffälligen Mehrheit!) dafür, daß der Mann, dem sie die Schuld an der Inflation zugeschoben hatten, der ehemalige Kaiser Wilhelm II., als Dank dafür, daß er feige im November 1918 nach Holland geflohen war, um sich der Verantwortung zu entziehen und sein kostbares Leben zu retten – daß diesem „Kaiser“ vom Nachkriegsdeutschland hinfort eine monatliche „Rente“ von 50 Tausend Reichsmark nach Holland überwiesen würde, und daß er und seine zahlreiche Familie darüber hinaus all seinen „privaten“ Besitz an Gütern, Schlössern, Liegenschaften usw. usw. in Deutschland behalten durfte, der arme Flüchtling! (Und die Kriegerwitwen und Waisen hungerten!) Und wofür das alles? Etwa für seine Verdienste um das deutsche Reich?!

Wie bescheiden war – gegenüber dieser völlig unverständlichen „Belohnung“ des notorischen Kriegsverlierers – die Behandlung des kleinen deutschen Bürgers, der doch millionenfach im Kriege, seinem Wort getreu: „für Kaiser und Vaterland“ seinen Kopf hingehalten oder sogar sein Leben geopfert hatte – wie zum Beispiel mein Vater. –

Und was die amtliche Einschätzung bzw. Wertschätzung der Hinterbliebenen, der Kriegerwitwen und -waisen, vor 1918 und nach 1918 – was diese staatliche Unterstützung betrifft, so war die erste der zweiten würdig in ihrer grenzenlosen Verachtung der „dummen“ Untertanen, die sich für ihn hatten totschießen lassen.

¹⁰ Unterschlagung

Ich werde nie vergessen, wie 1930, 12 Jahre nach Kriegsende, meine Mutter in Itzehoe weinend am Tisch saß, verzweifelt, weil sie nicht mehr wußte, wie sie und ihre Kinder mit der kümmerlichen Hinterbliebenenrente, die seit 1929 zum 3. Mal gekürzt worden war vom Staat, in Zukunft auskommen sollte: die Brüning'schen Notverordnungen trafen – wie immer – die Armen, nicht etwa die reichen Schieber, die am Krieg gut verdient hatten. Da mein Vater Offizier im Kriege und Professor am Gymnasium in Itzehoe gewesen war, stand ihm, stand meiner Mutter rechtens eine doppelte Rente zu!



Aber der Staat wußte genau: mit diesen wehrlosen Kriegerwitwen, diesen wahren Opfern des Krieges, denen man den Mann weggeschossen hatte, konnte man ungestraft so verfahren. Der so oft im Kriege zitierte, beschworene „Dank des Vaterlandes“, diese heuchlerische Phrase hörte sich noch 1930 an wie blanker Hohn! –

Selbstverständlich ahnten wir Kinder damals noch nichts von all diesen üblen Machenschaften des Staates, die dahintersteckten. Wer vermutet denn auch als gutgläubiges, gut erzogenes Kind solche Gemeinheiten hinter staatlichen Verordnungen. Ein Staat, der betrügt und bewußt lügt: so etwas gab es doch gar nicht!

Das es „so was“ doch gab, wurde uns erst später klar, als der Nachfolger Kaiser Wilhelms, der viel radikalere Adolf (der erste und letzte), Hitler, der einzige, der Größtaz (Größter



Feldherr aller Zeiten) mit schmutzigen Tricks sich die Macht im Staate „legal“ eroberte und dann prompt – nach dem Mißlingen seines Kriegs- und Eroberungswahnsinns – sich feige der Verantwortung durch Selbstmord entzog.

Worauf dann wiederum seine – nun so demokratischen, sogar christdemokratischen – Nachfolger drei Jahre nach dem Krieg (1948) mit einer radikalen Geldentwertung – sie nannten das „Währungsreform“ – sich der Schulden des Nazi-Regimes entledigten und auf „Hitler“, den alleinigen Bösewicht, verwiesen.

Nüchtern betrachtet folgte in der Zeit von 1914 bis 1948 ein Volksbetrug dem anderen.

11. Klavierstunde bei Frau Martha Kummer 1917–1931

Weiter oben (4.) habe ich erzählt, daß ich als ganz kleiner Junge vor dem Klavier stand und mit hochobernen Armen versuchte, die Tasten herunterzudrücken, um mich an den Tönen zu freuen.

Mein Interesse am Klavier nahm zu, gleichzeitig mit meinem Wachsen. Meine Brüder waren an diesen „Tonübungen“ völlig desinteressiert und murrten über den „ollen Krach“. Sie jagten mich kleinen Kerl vom Klavier weg und knallten den Deckel zu. Sie waren ja auch viel stärker als ich. Aber dann legte unsere Mutter sich ins Mittel: sie tadelte die rabiaten Brüder Adolf und Karl Friedrich, und von da ab hatte ich eine Freistatt, wenn ich am Klavier saß; denn meine Mutter sah und hörte es gerne, wenn ich am Klavier mir kleine Melodien zusammensuchte. Natürlich paßte ich immer genau auf, wenn Mutter sich selbst an Klavier setzte, um mit uns zu singen aus dem Notenbuch „Ein immer fröhlich Herz“. Von den Volksliedern in diesem Buche gefiel mir besonders das Lied: „Jung Siegfried war ein stolzer Knab“.

Bei den häufigen Besuchen von Frau Kummer in unserem Hause hörte sie mein „Klimpern“ kleiner Melodien auf dem Klavier. Sie spielte auch häufig bei uns Klavier, denn sie wohnte zur Miete in der 1. Etage im Hause Lessingstraße 13 bei Familie Meifort. Der Hausbesitzer war seit Jahrzehnten bettlägrig (Dementia paralytica) und machte dauernd Krach, wenn Frau Kummer oben musizierte. Bis zu seinem Tode hörten die Beschwerden nicht auf.

Als Frau Kummer mich also auf unserm Klavier spielen hörte und schon deutliche Melodienfolgen heraushörte, sagte sie zu meiner Mutter (die beiden Kriegerwitwen duzten sich und rückten noch enger zusammen, als ein Jahr später auch unser Vater fiel; Herr Kummer war schon im September 1914 gefallen): „Schick mir doch den Kleinen mal rüber, vielleicht kann ich ihn unterrichten.“ Das war im Sommer 1917.



**Marie Kern und
Martha Kummer
in den 30er-
Jahren –
Kollegenfrauen,
Kriegerwitwen,
Nachbarinnen,
Freundinnen**

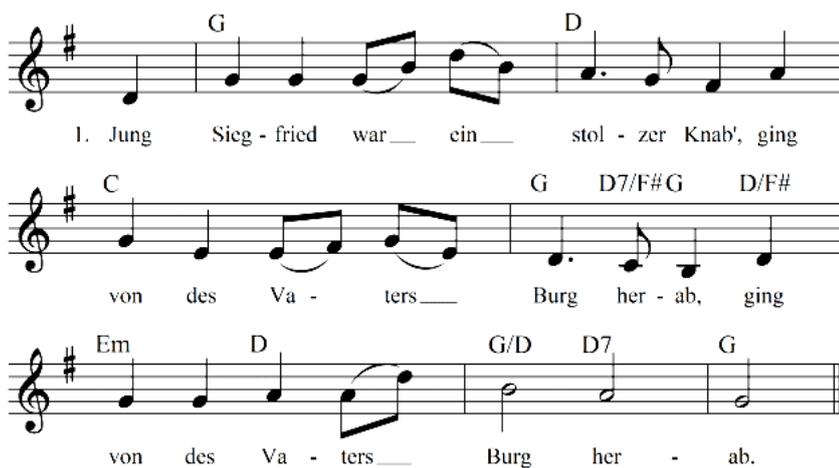


Als ich dann zu Frau Kummer kam, spielte ich ihr mein „Paradelied“ von „Jung Siegfried“ vor, mit Begleitung, die ich mir ausgedacht hatte. Sie fragte mich: „Woher kennst du das Lied?“ Ich: „Mutter hat uns das vorgespielt und vorgesungen.“ „Und die Begleitung? Die Töne in der linken Hand?“ Ich: „Ach, das kommt ganz von allein, so beim ‚Klimpern‘.“

Sie fragte mich dann, ob ich Lust hätte, bei ihr Noten zu lernen und richtig Klavier zu spielen. Ich: „Ja, das möchte ich gern!“ Von da an war von „Klimpern“ natürlich nicht mehr die Rede.

Frau Kummer lehrte mich das Notenlesen, und zwar  - und  -Noten gleichzeitig! Schon damals, 1917. Und nun will ich ein großes Loblied anstimmen, ein Danklied auf diese meine verehrte Klavier-Lehrerin, Frau Martha Kummer geborene Netzbandt, die als Tochter eines Landlehrer-Organisten in Sachsen schon früh ihren Vater an der Orgel vertreten hat und dann am Konservatorium in Magdeburg und später Leipzig eine abgeschlossene Ausbildung durchgemacht hat als Konzert-Pianistin und Privatmusiklehrerin.

Im Jahre 1905 heiratete sie den Oberlehrer Georg Kummer, einen Altphilologen und Kollegen meines Vaters an der Itzehoer Kaiser-Karl-Schule. Aber ihr Mann kuckte „scheel“ auf den erlernten Beruf seiner jungen Frau. Es war dies ein Rest des mittelalterlichen Vorurteils „unbürgerlicher“ Berufe, künstlerischer Berufe wie: Schauspieler, Musiker, Maler,



1. Jung Sieg - fried war ein stol - zer Knab', ging
 von des Va - ters Burg her - ab, ging
 von des Va - ters Burg her - ab.

Volkswise. Text: Ludwig Uhland

Tänzer usw. –, die bestenfalls geeignet waren, zu Unterhaltung der „höheren Stände“ beizutragen. Eine „höhere Tochter“ lernte damals etwas Klavierspiel, etwas Französisch und Italienisch, bekam Tanzstunde verbunden mit Anstandsunterricht, aber alles nur so „en passant“¹¹, als hübsche Beschäftigung. Einen Beruf zu erlernen war nicht standesgemäß. Die junge Dame setzte sich ins „fauteuil“¹², stickte

etwas, las die „Gartenlaube“¹³ oder einen Roman von der Marlitt, spielte ab und zu das „Frühlingsrauschen“ von Sinding auf dem Flügel oder das „Gebet einer Jungfrau“ und wartete unterdessen auf einen Freier, den ihr die Eltern oder ein Ball der „besseren Gesellschaft“ zuführten. Wenn aber eine junge Dame einen „Beruf“ ergreifen wollte, dann zeigte sie damit, daß sie ihren Lebensunterhalt verdienen mußte, daß ihre Eltern nicht reich genug waren, sie in vornehmer Untätigkeit dahinleben zu lassen, bis es mit dem Ehemann klappte.

Herr Kummer veranlaßte aus diesen reichlich antiquierten Gründen seine Frau, ihre Berufsausbildung als Pianistin vor allen seinen Kollegen vom Gymnasium und natürlich auch vor deren Gattinnen



**Georg Kummer
1908**

¹¹ nebenbei

¹² Polstersessel

¹³ Beliebte Familienzeitschrift

geheim zu halten. So eng war noch 1905 die Prestigeauffassung des Altphilologen. –

Frau Kummer hat mich von 1919–1931, also 12 Jahre lang, unentgeltlich unterrichtet; und zwar nicht nur im Klavierspiel über die Kleinmeister bis hin zu den Klassikern: Bach, Mozart, Haydn und Beethoven, sondern auch in den Anfängen der Akkordlehre, Harmonielehre, Formenlehre und, besonders wichtig, in der Gehörbildung = Musik-



Meine verehrte Klavier-Lehrerin Frau Martha Kummer 1961

diktat. Es war für mich ein großer Glücksfall, von einer so umfassend gebildeten Konservatorium-Absolventin unterrichtet zu werden.

Dank ihrer Ausbildung konnte ich beim Abitur (Wahlfach: Musik) ein 3stimmiges Musikdiktat des Musiklehrers gleich an der Wandtafel mitschreiben.

An klassischer Literatur spielte ich in den Jahren: die Inventionen und große Teile des wohltemperierten Klaviers von Bach, Sonaten von Mozart, Haydn und Beethoven, Impromptus von Schubert, Kinderszenen, Jugendalbum und Noveletten von Schumann und Tonbilder von Edvard Grieg.

Referenz

Alexander Kern aus Itzehoe (geb. d. 6. A. 1911) war in den Jahren 1919 bis 1931 (mit einigen Unterbrechungen) mein Schüler im Klavierspiel. Nach dem Anfangsunterricht an Hand der Urbach-Klavierschule übte er Etüden von Heller, Jensen, Czerny = Kunst der Fingerfertigkeit, Clementi = Gradus ad Parnassum/Tausig, den technischen Übungen Pischner und Ehrlich-Tausig. Der Sonatinen-Lehrgang von W. Niemann führte zu den Mozart- und Beethoven-Sonaten. Daneben spielte er Vortragsstücke von Schubert, Grieg, Liszt u. a. Für Bach zeigte A. Kern besondere Begabung und studierte mit großem Eifer die Inventionen, Suiten, das Ital. Konzert und das „Wohltemperierte Klavier“.

Ich haben während der langen Jahre des Unterrichts in Alexander Kern einen außerordentlich musikalisch befähigten Menschen kennen gelernt; seine Veranlagung bestimmt ihn zum Musikerberuf. Ich bin überzeugt, daß die auf ihn gesetzten Hoffnungen (für seine Zukunft) berechtigt sind.

Itzehoe, d. 23. Oktober 1931

Martha Kummer
staatlich anerkannte Klavierlehrerin

12. Geburtstags-Ständchen für meine Mutter am 7. März 1922

Es war ein grauer, kalter Märztag des Jahres 1922, morgens 6 Uhr. In dem nur noch lauwarmen Wohn-Eßzimmer des Hauses Lessingstraße 7, im Stadtviertel Sude der holsteinischen Stadt Itzehoe, saß ich, ein schwächlicher 11jähriger Junge, frierend am Klavier, zitternd vor Aufregung und Kälte.

Ich wollte meiner Mutter zu ihrem Geburtstag ein „Ständchen“ bringen. Wir vier Kinder hingen sehr an unserer Mutter; den Vater hatten vor 4 Jahren die Engländer in Flandern totgeschossen. So warfen wir Kinder unsere ganze Liebe auf die Mutter. –



Vorn: Elisabeth und Alexander, hinten: Karl Friedrich, Elisabeth Kummer, Marie Kern, ca 1925

denn Klavierspielen, Musik hören, singen war für mich noch spannender als Bücher lesen, das ich sonst in jeder freien Minute eifrig tat.

„Tante Kummer“ vermittelte mir die Wunderwelt der deutschen Komponisten Bach, Mozart und Haydn und – als Weg zu diesen großen – die Werke kleinerer Meister wie Clementi, Kuhlau, Czerny und Schumann. Da ich jeden Tag fleißig übte, erwarb ich bald eine gewisse technische Fertigkeit, die ich dann wieder beim „Fantasieren“ – besser gesagt: beim „Improvisieren“ – anwendete. –

Noch schliefen sie alle im Haus zu dieser frühen Stunde des kalten Wintermorgens; es schlief auch die strenge Großmutter Flemming im 1. Stock unseres Hauses; seit 1919 wohnte sie bei uns in Itzehoe. Auch sie hatte ihren Mann, den Pastor Hugo Flemming, nach kurzer Ehe schon im Jahre 1891 verloren und blieb zurück mit vier kleinen Kindern, von denen die Älteste, Marie, unsere Mutter, damals gerade 6 Jahre alt war. –

Meiner lieben Mutter zur Freude und zum Trost wollte ich an diesem Märztag Klavier spielen, wie in allen Jahren nach dem Krieg. Ich spielte einen langsamen Satz in Es-Dur aus einer Sonatine von Friedrich Kuhlau (1830), den meine Mutter immer sehr gern hörte: „Adagio e sostenuto“ war die Bezeichnung des Satzes, das hieß: „langsam, klagend, verhalten.“ Diesen leisen, ruhigen, schönen, etwas wehmütigen Satz hatte ich im Klavierunterricht bei „Tante Kummer“ gelernt, die ein paar Häuser weiter in unserer Straße wohnte. Ich faßte leicht auf und war immer sehr bei der Sache,



Großmutter Elisabeth Flemming

In der frühen Morgenstunde am Geburtstag meiner lieben Mutter spielte ich den Adagio-Satz von Friedrich Kuhlau in Es-Dur. Der Mittelteil dieser Komposition führt im Bereich der zweigestrichenen Oktave in die Tonika-Parallele = c-Moll: ein stark skandierter Melodiebogen führt bis As^2 hinauf, rhythmisch unterbaut von abgehackten Sechzehntel-Akkorden in der linken Hand, aus denen man die Unerbittlichkeit des schweren Lebens heraushören kann. Dann folgt der 3. Teil, eine Reprise der ruhigen, klagenden Liedmelodie des Anfangs.

Ich versuchte beim Spiel in diese – meiner Mutter und mir ganz vertraute – Musik all das hineinzulegen, was sie an diesem Geburtstag-Morgen für meine Mutter bedeuten sollte: Tröstende Klänge, wehmütige Erinnerung an glückliche Vorkriegsjahre; und im Mittelteil das vergebliche Sichaufbäumen gegen die grausame Härte dieser langen Jahre nach

Vaters Tode, die grenzenlose Einsamkeit ohne ihn, die wohl das ganze restliche Leben lang dauern würde, und die Last der Verantwortung für die ihr allein anvertrauten Kinder. –

Dann führt die Musik in knappen chromatischen Akkordschritten zurück zur Ausgangstonart Es-Dur, in die tröstliche Anfangsmelodie. Der Satz schließt mit der mehrfachen Wiederholung des Es-Akkordes in der vollen, weichen Mittellage der Klaviatur. –

So saß ich und spielte mit Zittern und mit Tränen in den Augen diese schlichte Musik. Ich

Friedrich Kuhlau: Klavier-Sonatine in G Dur Op. 20 Nr. 2. 2. Satz: Adagio e sostenuto con espressione

1786 - 1832

versuchte alles an Musikalität zu geben, was ich bei dem Adagio empfand, weil ich die Mutter im Nebenzimmer wach und hörend wußte, und weil ich an meinem kleinen Teil mit diesem meinem Spiel versuchte, ihr ein wenig Trost, ein wenig Freude zu geben, ihr damit ein wenig weiterzuhelfen auf ihrem schweren Lebensweg.

Wohl nie sonst in meinem ganzen Leben habe ich so mit innerer Ergriffenheit, so ganz von Herzen und vollkommen im Bann der Musik gespielt.

Von der „Trösterin Musik“ ist mir schon damals, als elfjährigem Jungen, etwas aufgegangen, wenn ich meiner lieben Mutter an ihrem Geburtstag meinen musikalischen Gruß spielte.



**Marie Kern geb. Flemming
7. 3. 1885 – 26. 11. 1948**



Mutters gute Stube im Haus Lessingstraße 7 mit Blumen von ihrem Geburtstag 1929 (rechts Bilder vom Hermannsdenkmal/Detmold und vom Donoper Teich, Halligbild Nordfriesland). Aufnahme: Karl Friedrich

13. Onkel Hugo 1922–1925

1922 zog Onkel Hugo, der jüngste Bruder meiner Mutter, von Uschlag, wo er kurze Zeit eine Arztpraxis hatte, nach Itzehoe in das Haus seiner Mutter und seiner Schwester in der Lessingstraße.

Im Jahre 1913 war Onkel Hugo gerade mit seinem Medizin-Studium fertig; von der „Charité“ in Berlin, wo er als Unterarzt arbeitete, wurde er gleich zu Beginn des 1. Weltkrieges zum Heer eingezogen als Feldunterarzt. Er war die ganzen Jahre bis Kriegsende im Westen, in Frankreich eingesetzt, als Assistenzarzt, dann als Oberarzt und zuletzt als Stabsarzt (Bataillonsarzt).



Hugo Flemming

Onkel Hugo kam aus dem Krieg zurück als Morphinist. Er wurde erst 1920 entlassen, so lange arbeitete er noch in den überfüllten Lazaretten. Er kam trotz aller Bemühungen (Entziehungskuren usw.) nicht mehr von der Droge los und war zeitweise – in den 3 Jahren seines Aufenthaltes in unserm Hause – vollkommen abwesend und unansprechbar. –

Aber sonst war er uns der beste, der klügste und liebste Onkel von der Welt. Er war mein Patenonkel und wir hatten beide am 6. Januar Geburtstag.

Im Hause Kern findet der Onkel eine lebhaftige Schar von 3 Neffen und einer Nichte vor, die sich darum reißen, mit dem klugen Onkel in Wald, Heide und Feldern herumzustreifen. Auf diesen Spaziergängen eröffnet er den Kindern die Welt der Flora und Fauna der heimatlichen Wälder; man hört Vogelstimmen, beobachtet Wild und sammelt Pilze. Und die vier Kinder sind hellweg begeistert: war dieser Onkel doch ein unerwarteter, herrlicher Vater-Ersatz!

Hier zur Veranschaulichung ein paar Szenen: 1923.

Wir Kinder stehen mit Onkel Hugo an dem kräftigen jungen Walnußbaum auf dem Hof des Hauses Lessingstraße 7. Diesen Baum hat unser Vater noch selbst gepflanzt, als er mit Mutter und seinen 3 Söhnen 1913 in das neu gebaute Haus einzog. 1917, als er schon an der Front war, hat Vater das Haus für seine Familie gekauft. –

Es ist Frühling. Der Onkel sagt zu uns: „Hört ihr den Buchfink? Da sitzt er auf einem Zweig des Boskoop-Apfelbaumes. Sehr ihr, wie seine kleine Kehle sich aufbläht, wenn er sein Lied zwitschert? Er kann es noch nicht so ganz richtig, er lernt es erst, das merkt man an der ungenauen Schleife am Schluß der Strophe.“ Später, an einem der nächsten Tage: „Hört ihr, jetzt kann der Fink sein Lied ganz sicher! Wir hell und fröhlich klingt es in der Frühlingsluft!“

An einem Abend, im Dämmern: „Da singt die Amsel so schön. Jetzt könnt ihr sie sehen, sie sitzt bei Bartels (unser Nachbar schräg über die Straße) auf der höchsten Spitze des Daches. Welch Wohlklang und Frieden liegt doch in dem Gesang dieses Vogels in der Abenddämmerung!“ –

Im Juni: „Habt ihr schon mal eine Nachtigall belauscht, so richtig, meine ich, ganz dicht herangeschlichen? Nein? Denn kommt mal mit mir, wir wollen im Unterholz des Lehmwohlds die Nachtigall belauschen!“ Es machte uns die größte Freude, wenn Onkel Hugo an einem Nachmittag oder an einem Sonntag-Vormittag mit uns in die Wälder zog: Durch den Lehmwohld über das Waldrestaurant Klosterbrunnen zur „Dunklen Nacht“ (einer düsteren Tannenschonung), ins „Paradies“ (heller sonniger Buchenwald), an der Tonkuhle vorbei in den Pünstorfer Wald und weiter bis zur Bismarcksäule, von der man bei klarem Wetter die Elbe sehen konnte.

Zwar kannten wir Kinder diese Waldwege schon von früh auf, aber bei Onkel Hugo ging uns erst langsam auf, was man da alles hören und sehen konnte. Es war, als ob wir durch ihn, den gründlichen Kenner aller Bäume und Sträucher, Blumen und Kräuter, der Tierwelt im Wald, erst richtig sehen lernten. Er zeigte uns die unterschiedlichen Blattformen der Eiche, Buche, Linde, Ahorn, Eberesche, Pappel, Erle, Esche, Kastanie, Birke und Weide. Und die Blumen: Anemomen, Scharbockskraut, Taubnessel, Maiblumen und Sumpfdotterblumen. Er befahl uns ganz leise, im Unterholz des „Paradieses“ „mucksmäuschenstill“ zu stehen – und uns nicht zu rühren, und – nach kurzer Zeit – zogen zwei wunderschöne Fasanenhähne wenige Meter entfernt auf dem Wildpfad vorbei. Er machte uns auf das Hämmern der Spechte an alten Bäumen aufmerksam, das weit durch den Wald klang; und er wies uns hoch über den Laubkronen der Bäume den ruhig kreisenden Flug der Mäusebussarde, die sich mit ihrem „Kiää“ einander zuriefen. So war jeder Weg mit Onkel Hugo ein Erlebnis.

Nur manchmal saß er ganz still und mit abwesendem Blick in seinem Zimmer, oben in der 1. Etage, im „Fremdenzimmer“, wie wir es nannten.

Bis Onkel Hugo dann eines Herbsttages 1925 verschwunden war aus Itzehoe und aus unserm Leben. $\frac{3}{4}$ Jahr wußten wir nichts von ihm. Erst Ende Juni 1926 hörten wir von ihm, als er in Süddeutschland in einem Wald der Höhen Rhön von Wanderern gefunden wurde: Als er erkannt hatte, daß es für ihn keine Rettung mehr gab vor dem Gift des Morphiums, hatte er seinem Leben ein Ende gesetzt, im Anblick der von ihm so geliebten Rhönlandschaft (am 3. September 1925). Am 2. Juli 1926 haben wir ihn auf dem Friedhof Brunnenstraße beerdigt.



Konfirmation von Adolf jr. März 1924. Hinten: Großmutter Emilie Kern, Mutter Marie, Großmutter Elisabeth Flemming, Onkel Hugo Flemming. Vorn: Adolf, Karl Friedrich, Elisabeth mit Kater Poseidon



14. Orgelstunde bei Organist Ernst Dibbern 1926–1931

Schon in ganz frühen Jahren gingen wir, Mutter mit den Kindern, an jedem Sonntag-Nachmittag zum Kindergottesdienst in die Laurentii-Kirche. Unsere Mutter war das gewohnt seit ihrer Jugend in Kolenfeld und später (nach dem frühen Tode ihres Vaters 1891) in Detmold. Auch in Itzehoe leitete Mutter bald eine Kindergruppe der älteren Mädchen und hat diese Tätigkeit jahrzehntelang ausgeübt.

Damals war die St. Laurentii-Kirche die einzige Kirche in ganz Itzehoe (außer der kleinen St. Jürgenkapelle am Sandberg). Der Kindergottesdienst wurde um ½ 2 Uhr am Sonntagnachmittag gehalten. Jahrelang lag er in der Hand des weißhaarigen Pastor Reimers, der eine sehr schöne Bariton-Stimme hatte und zu Hause ab und zu Loewe-Balladen sang.

Von unserer Wohnung in der Lessingstraße hatten wir ungefähr eine halbe Stunde zu gehen. Nun war die Zeit nach dem Mittagessen, ½ 2 Uhr, eine schlechte, eine müde: eine ganz unangenehme Zeit. Aber unsere Mutter ließ nicht locker. Und als sich bei uns Kindern im Laufe der Jahre der Spruch einbürgerte: „Sonntagsschule – Klotz am Bein!“, da sagte Mutter ganz ruhig: „Das sagten wir 1895 auch schon in Detmold!“ Damit war der Fall (für sie) erledigt.

Die Choräle im Kindergottesdienst wurden vom Organisten auf einem schon etwas asthmatisierten Harmonium begleitet, dessen dünne Töne kaum bis zu den entferntesten Gruppen gelangten, wenn die ca. 12 einzelnen Gruppen in der ganzen Kirche verteilt saßen. Das Instrument stand unter der alten Lettnerbrücke unter der Kanzel (siehe Bild) vor dem Altarplatz.



Weihnachten 1926 Itzehoe. Stehend: Elisabeth (12), Alexander (15), Karl Friedrich (17), Adolf (18). Vorn: Großmutter Elisabeth Flemming (64), Mutter Marie Kern (41)

Im Jahre 1925 bestellte Herr Organist Ernst Dibbern mich in seine Wohnung in der Feldschmiede. Er kannte unsere Familie schon lange: hatte doch meine Großmutter, Frau Pastor Elisabeth Flemming, 1919 den St. Laurentii-Kirchenchor mitbegründet. Großmutter war sehr aktiv im Kirchenvorstand und im Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins¹⁴ und des Luisenbundes¹⁵.

¹⁴ Frauenverein zur Pflege und Hilfe für Verwundete im Kriege, gegründet 1866

¹⁵ Nationalistisch-monarchistische Frauenorganisation zur Zeit der Weimarer Republik

Herr Dibbern hatte von meinen „Klavier-Künsten“ gehört und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, im Kindergottesdienst das Harmonium zu spielen. Das Spielen gefiel mir gut, es war für mich viel besser, als immer nur stillzusitzen, mitzusingen und auf die – manchmal recht langweilige – Katechese¹⁶ unseres Gruppenleiters zu hören.

Ich bekam also Harmonium-Unterricht bei Herrn Dibbern. Zuerst in seiner Wohnung;



St. Laurentii-Kirche Itzehoe. Lettner-Brücke mit Kanzel

Schnitzaltar von 1660



dann, nach 4 Wochen, ging er die Liturgie des Kindergottesdienstes gründlich mit mir durch, und dann eröffnete er mir eines Tages, ich solle am nächsten Sonntag im Kindergottesdienst spielen. –

Der Anschlag und die Spielweise am Harmonium ist ja sehr unterschiedlich vom Klavier. Vor allem mußte ich lernen, die Blasebälge zum „Luftmachen“ gleichmäßig zu treten (meine Beine waren noch so kurz!). Organist Dibbern sagte: „– das muß ganz mechanisch, gleichmäßig gehen, immer abwechselnd links und rechts, so daß immer ‚Wind‘ da ist. Niemals darfst Du im Takt der Musik treten, dann wird es falsch, kurzatmig!“

Nachdem ich alle Choralmelodien im 4stimmigen Satz gut geübt hatte, neben den liturgischen Sätzen, wurde also der Sonntag des ersten Spielens in St. Laurentii angesetzt. Ich

¹⁶ Eigentlich: Unterricht. Hier: Theoretische und praktische Einführung in den christlichen Glauben

merkte schon beim ersten Mal – noch unter Aufsicht meines Lehrers –, daß es ganz etwas anderes ist, wenn man die Gemeinde begleiten muß, als wenn man allein für sich spielt: „Hören, Begleiten und Führen der Gemeinde“: das wollte gelernt sein!

An dem genannten Sonntag-Nachmittag setzte ich mich an das Harmonium in der Kirche und spielte (eine halbe Stunde vor Beginn) alle Chormelodien durch. Dann kamen die Kinder und Helferinnen in die Kirche, dann trat Pastor Reimers im Talar aus der Sakristei vor den Altar. Dann war ich dran – dachte ich!

Ich griff in die Tasten ... da rief der Pastor: „Halt, warte, noch nicht! Ich muß doch erst die Nummer des Eingangsliedes ansagen.“ Dann sagte der Pastor, zum Kirchenschiff mit den vielen Kindern gewandt: „Wir singen zu Beginn das Lied Nr. ... Wir haben heute einen feurigen, jungen Organisten!“ Und nun spielte ich – mit hochrotem Kopf – die Begleitung der Liedstrophen. Mit der Zeit bekam ich gute Übung in der Begleitung der Gemeinde, und die Intonationen der Choräle, die Vorspiele, improvisierte ich schon damals.

Und von dem Sonntag an konnte mein alter Lehrer (er war beinahe 60 Jahre alt!) an jedem Sonntag-Nachmittag ein Schläfchen halten, statt zur Kirche zu eilen zu dieser unangenehmen Zeit: halb zwei Uhr! –

Aber ich bekam nun Orgelunterricht bei ihm – auch „umsonst“ (abgesehen von sehr vielen Vertretungen). Von der ersten Stunde an war ich begeistert von der Orgel: Welch eine Fülle von Klangfarben, von Klangmischungen und welche Vielfalt der Register! Dagegen war der immer gleiche Klavierklang und Harmoniumklang bescheiden. Hier auf der Orgel-



bank – vor den 3 Manualen und dem Pedal – saß ich nun an jedem Nachmittag; den Schlüssel zur Orgeltreppentür holte ich mir immer bei Organist Dibbern ab. Der Schlüssel zum Orgelspieltisch und Motor (elektrisches Gebläse im Turm) hatte sein geheimes Versteck am Orgelprospekt.

Nun mußte ich nach der Orgelschule von C. Rinck¹⁷ das wichtige Orgel-Legato auf den Manualen lernen und – was vollständig neu für mich war – das Spiel der Baßtöne mit den Füßen, das Pedalspiel. Da ich seit Untertertia Latein-Unterricht hatte, wußte ich, daß alle technischen Bezeichnungen im Orgelbau – danke der Kloster-Organbauer im Mittelalter – aus dem Lateinischen bzw. Griechischen stammen: Manual – manus; Pedal – pes, pedis; Register – regere; Orgel – organon; Note – nota usw.

Da ich – begreiflicherweise – viel lieber Orgel als das „piepsige“ Harmonium spielte, fragte ich eines Tages: „Herr Dibbern, warum wird beim Kindergottesdienst nur Harmonium gespielt und nicht Orgel?“ Darauf Dibbern: „Das war noch nie so!“ Ich: „Und warum?“ Dibbern: „Das weiß ich nicht!“ Darauf ich (programmatisch): „Könnte ich nicht von jetzt an auch im Kindergottesdienst statt Harmonium auf der Orgel spielen??“ Dibbern: „Ja, das kannst Du!“

So habe ich, als 15jähriger Junge, 1926 das Orgelspiel im Kindergottesdienst eingeführt! Und dabei blieb es dann – bis heute: 1984.

Die anderen Pastoren an der St. Laurentii-Kirche waren: der Propst Cornils, der gleich neben der Kirche in einem „klassizistischen Bau“ amtierte; im Bezirk Neustadt-Kremper Weg Pastor Christian Hansen; seine Gemeinde war wegen der Zementfabrik stark kommunistisch durchsetzt, aber sie respektierten ihn, da er ein echter Seelsorger war. In Sude war Pastor Klein Bezirksgeistlicher. Er war ein Italienfreund und -Kenner und ein Junggeselle. Er fuhr in jedem Jahr in seinem Urlaub gen Süden. Nach seinem Tode „erbte“ ich aus seiner Bibliothek sehr schöne wertvolle alte Bände: unter anderem einen vierbändigen Evangelien-Kommentar in Schweinsleder aus dem Jahre 1722 von Pastor Starck und einen Band Passionspredigten von Dr. Rambuch, Jena 1750, und anderes mehr.

Der Propst und die drei Pastoren Reimers, Klein und Hansen predigten abwechselnd in St. Laurentii; in der St. Jürgen-Kapelle war an Markttagen, Donnerstagsvormittag 10 Uhr,



**Mein verehrter Orgellehrer, Herr Kantor und Organist an
St. Laurentii Itzehoe,
Ernst Dibbern (1866–1953)**

**Auf dem Notenpult: Toccata und Fuge in d von Bach
ca. 1930**

¹⁷ „Praktische Orgelschule“ von Christian Heinrich Rinck (1770–1846), Komponist der Romantik

Gottesdienst. Auf der engen kleinen Westempore von St. Jürgen stand ein einmanualiges Positiv mit angehängtem Pedal.

Die Disposition der kleinen Orgel in St. Jürgen, erbaut 1847 von Markussen und Reuter; 1. Bourdon 16', 2. Viola obligato 16' (c²-f³), 3. Prinzipal 8', 4. Gedackt 8', 5. Viola da Gamba 8', 6. Oktave 4', 7. Flöte 4', 8. Cornett 3fach. Mechanische Schleiflade. –

Die Orgel in St. Laurentii hat eine wunderschönen Prospekt; sie wurde erbaut in den Jahren nach dem Neubau der Kirche 1716, und zwar von dem berühmtesten Orgelbaumeister Norddeutschlands: Arp Schnitger (1648–1719), der während des Baues dieser, seiner letzten Orgel im Juli 1719 starb. Sein Meistergeselle, Daniel Kastens, hat die Orgel fertiggestellt im Jahre 1720; noch im selben Jahr wurde das Werk von dem Hamburger Jacobi-Organisten, Vincent Lübeck (Organist und Komponist), begutachtet und abgenommen.

Disposition der Laurentii-Orgel, erbaut von Arp Schnitger (1716–1719)

Hauptwerk	Oberwerk	Brustwerk
1. Prinzipal 8'	1. Hohlflöte 8'	1. Flûtedouce 8'
2. Quintadena 16'	2. Viola da Gamba 8'	2. Oktave 4'
3. Spitzflöte 8'	3. Quintadena 8'	3. Flöte 4'
4. Gedackt 8'	4. Oktav 4'	4. Oktave 2'
5. Oktav 4'	5. Flöte 4'	5. Waldflöte 2'
6. Nasat 3'	6. Oktav 2'	6. Sesquialtera 2fach
7. Oktav 2'	7. Sesquialtera 2fach	7. Scharff 4fach
8. Rauschpfeife 2fach	8. Scharff 5fach	8. Zimbel 3fach
9. Mixtur 6fach	9. Dolcian 8'	9. Regal 8'
10. Trompete 16'	10. Vox humana 8'	
11. Trompete 8'		
12. Cimbel 3fach		
Mechanische Traktur, Schleifladen		

Pedal

1. Prinzipal 16'	8. Mixtur 6fach
2. Subbaß 16'	9. Posaune 16'
3. Rohrquint 12'	10. Posaune 32'
4. Oktave 8'	11. Trompete 8'
5. Oktave 4'	12. Trompete 4'
6. Oktave 2'	
7. Nachthorn 2'	2 Tremulanten, 1 Cymbelstern

Nur – als ich anfing, Orgel zu spielen, 1926, war die Schnitger-Orgel hinter dem Barockprospekt schon nicht mehr da, sie war 1905 durch einen völligen Neubau (pneumatische Traktur, Kegelladen) ersetzt worden von der Orgelbaufirma Sauer, Frankfurt/Oder. Die „Sauer-Orgel“ war 1905 im „zeitgenössischen Geschmack“ gebaut (disponiert). Sie war handwerklich und materialmäßig hervorragend: 42 klingende Stimmen auf 3 Manualen und Pedal.

Disposition 1905 – Neubau der Firma Sauer, Frankfurt/Oder

Hauptwerk	Oberwerk	Schwellwerk
1. Prinzipal 16'	1. Bordun 16'	1. Liebl. Gedackt 16'
2. Prinzipal 8'	2. Prinzipal 8'	2. Geigenprinzipal 8'
3. Flûte harm. 8'	3. Soloflöte 8'	3. Hohlflöte 8'
4. Viola da Gamba 8'	4. Salicional 8'	4. Aeoline 8'
5. Gemshorn 8'	5. Rohrflöte 8'	5. Voix celeste 8'
6. Gedackt 8'	6. Traversflöte 4'	6. Liebl. Gedackt 8'
7. Oktave 4'	7. Oktave 4'	7. Schalmei 8'
8. Rohrflöte 4'	8. Piccolo 2'	8. Oktave 4'
9. Cornett 3fach	9. Progresso 2–3fach	9. Flöte 4'
10. Mixtur 4fach	10. Fagott 8'	10. Flautino 2'
11. Trompete 8'		
Pedal		
MC II/I III/I / III/II	1. Prinzipal 16'	Pneumatische Traktur
PC I/P II/P III/P	2. Offenbaß 16'	Kegel-Laden
M. Oktav-Coppel II. a T.	3. Subbaß 16'	
2 freie Kombinationen	4. Violon 16'	MF– F– Tutti
Rollschweller	5. Quintbaß 10 2/3	Rohrwerk ab
Jalousie schw. III.	6. Oktavbaß 8'	Register ab
	7. Violoncello 8'	Rollschweller ab
	8. Oktave 4'	
	9. Posaune 16'	

Organist Dibbern hatte 1899 das Amt an St. Laurentii übernommen und sich 6 Jahre mit der – wie man sagte – klapprigen, veralteten Schnitgerorgel rumgequält. Moderne = spätromantische Komponisten wie: Reger, Widor, Franck und Rheinberger konnte man darauf nicht spielen. Nun, auf der neuen Sauer-Orgel gab es sogar eine Crescendo-Walze: damals das „non plus ultra“ der Orgelbautechnik, der „Rollschweller“. Nun erklangen auch die Orgelwerke von Mendelssohn, Karg-Elert und Lubrich, Reger und Widor.

Wenn aber die Orgelbau-Renaissance, die durch Albert Schweitzer um 1905 angeregt wurde, sich schon so ausgewirkt hätte wie 20 Jahre später in der Freiburger Orgeltagung, dann wäre die Itzehoer Schnitger-Orgel (das letzte Werk des Meisters!) sicher nicht abgerissen worden hinter dem (heute noch) originalen Prospekt. Mit der neuen Orgelbewegung begann dann auch, um 1920, eine Wiederbelebung der Barock-Meister der Komposition, speziell auch gerade der Schleswig-Holsteinischen Meister wie: Dietrich Buxtehude, Nikolaus Bruhns, Vincent Lübeck, N. Hauff; und aus Mitteldeutschland: Praetorius, Pachelbel, Froberger und Sweelinck. Sie wurden neben den Komponisten des 19. Jahrhunderts bald als gleichwertig erkannt. Diese Stilwende wirkte sich in meinem Orgelunterricht günstig aus.

Nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten ließ Herr Dibbern mich vor allem Bach spielen: Zunächst die 8 kleinen Präludien und Fugen aus dem 8. Band der Bach-Petersausgabe; dann leichte Choralbearbeitungen aus dem „Orgelbüchlein“ = 5. Band und die kürzeren Präludien, Fugen und Toccaten aus Band 4. Daneben spielte ich auch Buxtehude- und Bruhns-Toccaten und Fugen.

Aber der Weg zu diesen Werken war für mich als Orgel-Schüler mit viel Mühe und Schweiß „geplastert“: Es galt zunächst das Pedalspiel zu erlernen; da wurde stundenlang geübt: Pasagen im „Portato“ und im „Legato“; zuerst mit „Hinsehen“, später „blind“, um die richtigen Töne zu treffen. „Kuck auf die Noten, nicht auf die Füße!“, sagte Herr Dibbern. Und – da die Kirche höchstens am Sonntag etwas geheizt wurde, war sein Spruch im Winter: „– das erste, was Du lernen mußt, ist ‚Frieren!‘“ Das tat ich dann auch – Zeit genug dazu hatte ich ja.

Dann das „Orgellegato“ der Hände auch bei 3- und 4stimmigen Choralsätzen, kurzen Intonationen und Fugato-Sätzen auf den Manualen; und dann das Wichtigste: das einwandfreie Zusammenspiel zwischen Händen und Füßen, zwischen Manualen und Pedal. – Dann bei der Gestaltung der größeren Werke, die Auswahl der verschiedenen Register, der Prinzipalstimmen, im 16', 8', 4', 2' und 1'¹⁸; der Flötenregister: offene und gedeckte; der Aliquoten und Mixturen und zum Schluß der Rohrwerke. Es war eine schöne Welt der Klang-Entdeckungen und -Mischungen bei einer Auswahl von 42 Registern! –

Schon als ich 1926 anfang, Orgel zu üben, hatte die alte Orgelsitzbank ein tief ausgeschabtes Fußbett und die Sitzfläche war von x Organisten-Hosenböden spiegelblank gescheuert. Nach meiner Pensionierung 1973 nahm ich diese alte – nun längst ausgediente – Orgelbank mit nach Haus. Es war für die Kirche schon 1970 eine ganz neue, hochpolierte Bank angeschafft worden.

So übte ich von 1926–31 sehr viel auf der Orgel; und auch Herr Dibbern unterrichtete mich in all den Jahren umsonst. Ich konnte das zum Teil wiedergutmachen, indem ich viele Vertretungen für ihn spielte, neben Gottesdiensten auch Taufen und Trauungen, auch Trauerfeiern in der Friedhofskapelle usw.



Die alte Orgelbank in Alexander Kerns Haus in den 1990er-Jahren. Unter dem Blumenbrett zu erkennen: die abgewetzte Sitzfläche und darunter das stark ausgeschabte Fußbett

Im Orgelunterricht gelangte ich um 1930 auch zu den „großen“ Bach-Bänden von Peters, den Bänden III., II. und I., zu den großen Präludien, Fugen, Toccaten und Fantasien. Sogar an der sehr schwierigen Orgelsonate Nr. 1 „Es“ habe ich mich versucht, das heißt, ich habe monatelang daran geübt, mit teilweisem Erfolg. Die Orgelwerke Johann Sebastian Bachs waren (und sind) für mich Grundlage und Richtmaß aller Orgelspieltechnik!

¹⁸ 16' – 16 Fuß, bezieht sich auf die Größe der Orgelpfeifen

Wenn Du, der Du dies liest, mich fragst, wie es möglich ist, daß ein Kirchenmusiker sein ganzes Leben lang soviel „Bachmusik“ – instrumental und vokal, Konzerte, Kantaten oder Oratorien – spielt, einübt mit Chor und Orchester und dirigiert – ohne je müde zu werden bei diesem Tun, und wie er all diese Kompositionen immer wieder als schön, neu und inspirierend dynamisch empfindet – dann füge ich hier einige Urteile großer deutscher Komponisten und Organisten nach Bach ein, die uns überliefert sind:

Beethoven: „Bach? Meer sollte er heißen!“

Reger: „Er ist der Meister, wir sind die Buben!“

Schumann: „Spiele fleißig Fugen guter Meister, vor allem von Johann Sebastian Bach. Das ‚wohltemperierte Klavier‘ sei dein täglich Brot. Dann wirst du gewiß ein tüchtiger Musiker.“

Walter Hensel: „Gegenüber der süßen und lieblichen Kost der Romantiker aller Prägungen, die man mit der Zeit ‚über‘ wird, ist Johann Sebastian Bachs Musik wie Schwarzbrot, das kräftig und nahrhaft schmeckt und das man sich nie ‚überißt‘ wie Kuchen.“

Selbst ein so exzentrischer Komponist wie Igor Strawinsky bekennt, daß ihn die mitreißende Dynamik der Bach’schen Konzerte und Toccaten immer wieder fasziniert und daß er in Californien ganze Nachmittage damit verbringe, mit seiner Frau 4händig Orgelwerke Bachs auf dem Klavier zu spielen. In Strawinskys Werken finden sich auch Anklänge an Bach; zum Beispiel im „Capriccio“ (1929) für Klavier und Orchester verwendet er die kontrapunktisch



Johann Sebastian Bachs Notenschrift

zum Schluß meiner Schulzeit (1931) habe ich meinen Lehrer jedes Jahr in seinen Ferien vier Wochen lang vertreten und zwar bei allen Gottesdiensten und anderen Amtshandlungen, besonders viel auf dem Friedhof. –

Ich war mächtig stolz, als ich im Unterricht die berühmte „Tocatta und Fuge in d-Moll“ aus dem 4. Band Peters-Ausgabe spielen durfte. Eines Tages kam sogar Frau Dibbern in die Kirche und ließ sich die Toccata vorspielen. Sie – die Toccata – war die Lieblingskomposition ihres Mannes, die er schon bei seinem Amtsantritt im Jahre 1899 gespielt hatte; und als dann mein verehrter Lehrer 1953 im gesegneten Alter von 87 Jahren starb, spielte ich wieder diese Toccata, als sein Sarg, der in der St. Laurentii-Kirche vor dem Altar aufgebahrt war,

¹⁹ Basso continuo – Generalbass, das musikalische Gerüst der Melodie in der Barockmusik. Gespielt wird dieser Teil meist auf der Orgel oder auf dem Cembalo.

nach der – durch Kirchenchor, Streicher und Orgel ausgestalteten – Trauerfeier, durch den Kreuzgang auf den Klosterhof und weiter zum Friedhof an der Brunnenstraße geleitet wurde. Dem Klavierunterricht bei Frau Martha Kummer und dem Orgelunterricht bei Herrn Ernst Dibbern habe ich es zu verdanken, daß ich 1931, nach bestandem Abitur, mit sehr guter praktischer und theoretischer Vorbildung mein Musikstudium an der Hamburgischen Universität beginnen konnte, das ich dann ab Wintersemester 1931/32 bis Sommersemester 1934 hauptsächlich an der „Berliner Kirchenmusikschule“ weiterführte, um dieses im Herbst 1934 mit der Abschluß-Prüfung (B) zu beenden. Nach drei Jahren Kirchenmusik-Praxis an der St. Salvator-Kirche in Lauenburg/Pommern bestand ich dann im Februar 1938 an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin-Charlottenburg die Staatsprüfung (A).

Schon als Obertertianer wurde ich von meinem Orgellehrer Dibbern in der ganzen Propstei Münsterdorf an diejenigen Kirchengemeinde „verliehen“, in denen am Sonntag der dortige Organist abwesend war. So radelte ich an so manchem Sonntag-Morgen zur Kirche in Krummendiek, Heiligenstedten, Beidenfleth und Neuenkirchen, Lägerdorf oder Hohenasppe, und vertrat den Dorflehrer, der damals meistens auch Organist war, teils mit guter

Seminarmusikausbildung. Ich lernte so viele verschiedene Orgelwerke nach Disposition und Traktur kennen und sammelte allerlei Erfahrungen in der Behandlung durch (und von) geistliche(n) Herren, die meine Leistungen auf der Orgel von „höherer Warte“ (von der Kanzel) begutachteten.

Da gab es gut besuchte Gottesdienste in, im Winter, mäßig erwärmten, aber immerhin doch vorgeheizten Kirchen, und es gab schlecht besuchte,



St. Marien in Heiligenstedten (Foto: Nightflyer)

eiskalte Kirchen. So erinnere ich mich an eine 4wöchige Vertretung in dem Kirchdorf Neuenkirchen, zwischen Bahrenfleth und Borsfleth an der Stör. Dort amtierte der schon recht alte Pastor Langbehn (Seine Tochter, Luise, war 30 Jahre später meine sehr gute Sekretärin für den Schriftverkehr als Propsteibeauftragter für Kirchenmusik). Das Neuenkirchener Gotteshaus war damals – Ende der 20er Jahre – ganz vernachlässigt, alt und verfallen; die Gottesdienste wurden kaum besucht, und die alte Orgel aus dem 18. Jahrhundert „pfiß aus dem letzten Loch“, und das nicht mal sauber! Ich radelte am kalten Wintermorgen ca ¾ Stunden nach Neuenkirchen über Kremperheide. Ganz verfroren trat ich dann in das Amtszimmer des Pastorats, die „Studierstube“ von Pastor Langbehn, die blau war von dickem Pfeifenrauch; man sah den Pastor nur in Umrissen. Er erzählte mir, daß er jeden Morgen alle seine acht großen Pfeifenköpfe voll Tabak stopfte, die er mir voller Stolz in einem geschnitzten Pfeifenständer zeigte, und daß er diese im Laufe des Tages alle „ausrauchte“. Daher der Nebel im Zimmer, der mich zum Husten reizte; ich bekam kaum Luft

in dem Qualm. Natürlich blieb dem Pastor bei der Tagesleistung kaum Zeit für die Gemeinde. –

Aber es war wenigstens warm im Raum. In seiner Kirche dagegen war es eisig: kalt, modrig und düster. Am 1. Sonntag waren 5 alte Frauen im Gottesdienst. Am 3. nur eine Frau. Da waren wir mit Pastor und Küster + Organist vier „Mann“. Deshalb schlug der Pastor vor, in sein warmes Amtszimmer zu gehen und dort eine Andacht zu halten. Und einmal war außer uns drei Amtspersonen gar keiner gekommen, da fiel der Gottesdienst aus. Als mir an diesem (meinem letzten) Sonntag der Pastor mein Honorar – 10 RM damals – in die Hand drückte, nahm ich dies mit recht schlechtem Gewissen an: ich hatte doch gar nicht gespielt! Auf der sehr kalten Rückfahrt nach Itzehoe beruhigte ich mich dann, war ich doch bei klirrendem Frost durch die Marsch gegen den kalten Westwind gefahren, der in Holstein obligat ist. –



St. Nikolai in Beidenfleth (Foto: C. Löser)

Ganz andere Verhältnisse waren in dem reichen Kirchdorf Hohenaspe auf der Geest, ca. 8 km von Itzehoe nach Norden: eine sehr schöne alte gotische Kirche aus dem 16. Jahrhundert mit einem farbenfreudigen Schnitzaltar und einer geräumigen Orgelempore, von der man einen schönen Blick auf Altar und Apsis hatte, durch das hohe Spitzbogengewölbe. Die Orgel war gut: 2 Manuale und Pedal. Ich habe dort häufig vertreten und, da ich einen Freund im Dorf hatte, einen Sparkassen-Angestellten, Heinrich Wehding, der auch gut Geige spielte, so haben wir auch außerhalb der Gottesdienste in geistlichen Abendmusiken alte Meister = Händel, Bach, Corelli, Pachelbel und Buxtehude für die Gemeinde gespielt. Von Itzehoe-Sude fuhr ich mit meinem Rad über den Edendorfer Berg in „Rekordzeit“ nach Hohenaspe.

Als Obersekundaner habe ich einmal $\frac{3}{4}$ Jahre die volle Vertretung in Heiligenstedten gespielt. Heiligenstedten liegt 4 km von Sude entfernt. Die Kirche ist eine der ältesten überhaupt in Holstein, sie wurde schon von Ansgar, dem „Apostel des Nordens“ im Jahre 843 gegründet. Die riesigen Granitfindlinge in den Mauern des Chores und der Apsis erinnern vielleicht noch an diese alten Zeiten. Im Kirchenschiff der Heiligenstedter Kirche war es damals, um 1930, noch Sitte, daß die Männer auf der linken, die Frauen aber auf der rechten Seite saßen: „– was die Mode streng geteilt!“²⁰

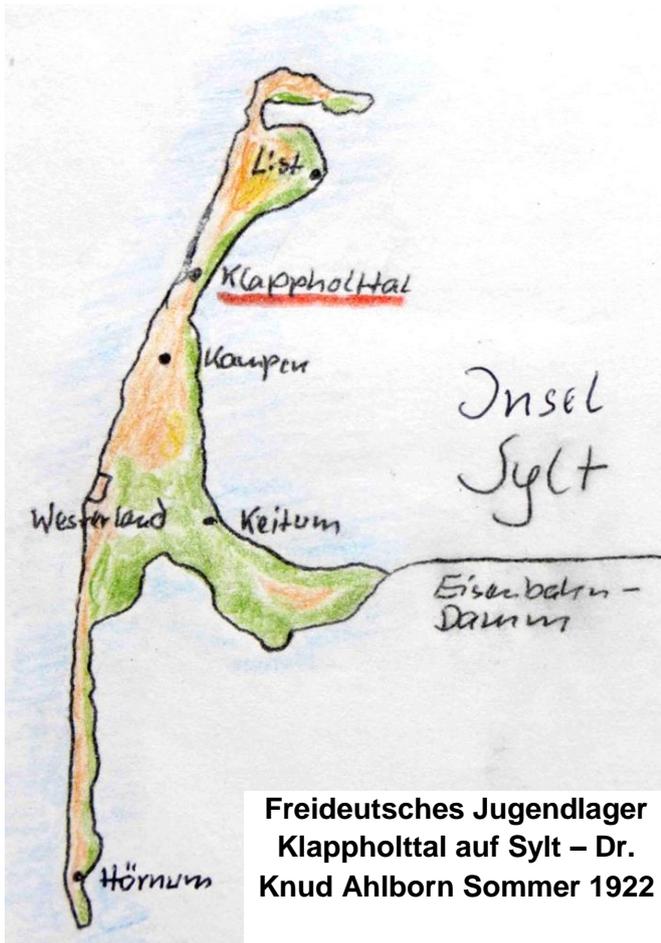


St. Georg in Krummendiek (Foto: Nightflyer)

St. Michaelis in Hohenaspe (Foto: PodracerHH)



²⁰ Aus Schillers Gedicht „An die Freude“, verwendet in Beethovens 9. Symphonie



15. Klappholtal auf Sylt 1922

Ein kleiner schwächlicher Junge steht auf einer hohen Düne über dem 100 Meter breiten Sandstrand von Sylt. Die Sonne ist schon vor 1 ½ Stunden blutrot im Westmeer versunken, nachdem sie die Gischt der meterhohen Brandung rotgolden aufblitzen ließ, ehe sie unterging.

Es ist Mittsommernacht, der 23. Juni 1922. Nun ist das Meer grau-silbern, wie geschmolzenes Blei. Ein anderer, kleinerer Schein schimmert über die Wellen, es ist der Widerschein eines riesigen brennenden Holzstoßes, unseres Sonnenwendfeuers, zu dem wir, alle Kinder des Jugendlagers Klappholtal, seit 14 Tagen zusammengetragen haben, was sich nur an brennbarem Strandgut fand, hinunter bis Kampen und hinauf nach Norden bis

Blidsehbucht. Es ist ein ungefähr 5 Meter hoher Holzberg, der nun zur Sonnenwendfeier seit einer Stunde hellauf lodert. Der Leiter unseres Barackenlagers, Dr. Knud Ahlborn, ein baumlanger blonder Friese, hat einen alten Feuerspruch rezitiert und dann den Wink zum Anzünden des Holzstoßes gegeben. Als die Flammen sich schnell über den ganzen Berg trockenen Holzes ausbreiten – ein kleines Faß mit Teer thront auf der Spitze –, singt die große Schar der Kinder und Erwachsenen, die das Feuer in zwei weiten Kreisen umgeben, das schöne alte Lied: „Flamme empor! Heilige Glut, rufe die Jugend zusammen, daß bei den lodernden Flammen wachse der Mut“ von Christian Nonne, 1853.

Und dann folgt der alte Feuer-Kanon: „Flamme empor, leuchte uns! Führ uns zum Heil in Dir!“ von Christoph Praetorius, ca. 1600, 4stimmig.

Flam - me em - por, Flam - me em - por!

1.Stei - ge mit lo - dern-dem Schei - ne
von den Ge - bir - gen am Rhei - ne
2.Ru - fe die Ju - gend zu - sam - men,
dass bei den lo - dern-den Flam - men

glü - hend em - por, glü - hend em - por!

wa - chse der Mut, wa - chse der Mut!

Wir Kinder haben diese Lieder 8 Tage lang eifrig gelernt und geübt. Mit Begeisterung singen wir den Kanon zuerst einstimmig, dann 2stimmig und dann teilt Dr. Ahlborn den großen Kreis in 4 Sektoren und gibt die Einsätze.

1. 2. 3. 4.

Flam - me em - por leu - chte uns,

führ uns zum Heil in Dir!

Wir sind wohl 250 singende Menschen. Das Auf- und Abwogen der Melodie-Wellen über die Quinte und bis zur Oktave herauf, zusammen mit dem prasselnden Flammen und hinter dem allen die ans Ufer brandenden Wellen des Meeres: Es ist ein schönes Bild! Aber noch mehr: es ist für alle gemeinsam singenden Menschen um das Sonnwendfeuer eine lebendige Ausdeutung des alten Kanons, wie sie schöner kaum gedacht werden kann.

Und dann singen wir weiter: ein Volkslied reiht sich ans andere. Wir Jungens singen „unser“ Seeräuberlied: „Der mächtige König im Luftrevier ist des Himmels gewaltiger Aar – Ja, wir sind die Herren der Welt und die Könige auf dem Meer.“ (Eine Erinnerung an unsere Segelbootfahrt von Sylt nach Hallig Hooge.)

Die Mädchen singen das berühmte Wandervogel-Lied: „Wir wolln zu Land ausfahren über die Fluren weit, aufwärts zu den klaren Gipfeln der Einsamkeit, lauschen, woher der Sturmwind braust, schauen, was hinter den Bergen haust, und wie die Welt so weit“ aus dem „Zupfgeigenhansl“ (?). (Dr. Ahlborn war vor dem 1. Weltkrieg ein führendes Mitglied der Wandervogel-Jugendbewegung und einer der Redner auf der „Hohen-Meißner-Tagung“ der Jugendbewegung im Oktober 1913.)

Dann wieder die Jungs: „Wildgänse rauschen durch die Nacht“ von dem gefallenen Offizier Walter Flex. Ein Lied löst das andere ab; alle die schönen Volkslieder, die wir zum Teil hier in Klappholtal neu gelernt haben, zum Beispiel: „Die Gedanken sind frei, wer will sie erraten?“, „Wenn alle Brunnlein fließen“, „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn“ und „Kein schöner Land zu dieser Zeit“ und andere. Mit besonderer Begeisterung erklang auch das Heimatlied der Provinz Schleswig-Holstein, das im Jahre 1844, im Befreiungskampf gegen Dänemark, der



**Klapp-
holtal auf
Sylt**

**1922
1936
1948
1952**

Schleswiger Advokat Matthäus Friedrich Chemnitz gedichtet und der Kantor des Schleswiger Domes, Carl Gottlieb Bellmann, im selben Jahr vertont hat:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
bis ein schön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
wanke nicht, mein Vaterland!"

Ob auch wild die Brandung tose,
Flut auf Flut von Bai zu Bai:
O, lass blühen in deinem Schoße
deutsche Tugend, deutsche Treu' ...

Es ist wirklich ein besonders schönes Lied, und ich kannte es schon seit Jahren sehr genau: Wir sangen es bei jeder Feier in der Aula der Kaiser-Karl-Schule in Itzehoe, von den Vorschulklassen bis zur Oberprima (Direktor Dr. Hans Mähl).

Während das Sonnwendfeuer noch hell lodert, ziehen wir „Kleinen“ – es war schon recht spät geworden – mit unseren Gruppenleitern über die hohen Dünen vom Strand zurück zum Lager. Auf dem höchsten Punkt der Dünenkette bleiben wir noch einmal stehen und schauen zurück zum Strand, zum Feuer, zum Meer: ein unvergeßliches Bild! Der riesige glühende Holzstoß, die grausilberne Brandung, der nachtblaue Himmel, der gelb-braune Dünenabhang, bewachsen von grünsilbernem Strandhafer, der Kreis der Menschen um das Feuer bei diesem, unserem Abschiedsfest von der Insel, die singbegeisterten alten und jungen Menschen!

Ich bin wie berauscht von dieser Johannis-Nacht und weiß schon jetzt, an diesem Abend, ganz gewiß: Dieses Bild, dieses Feuer, dieses gemeinsame Singen am Strand – dahinter die dunkle Nordsee: das alles werde ich kleiner 11jähriger Junge nie mehr vergessen, es wird ganz fest in meiner Erinnerung verankert

1. Der mäch - tig - ste Kö - nig im Luft - re - vier ist des
Die Vög - lein er - zit - tern, ver - neh - men__ sie sein__

Stur - mes ge - wal - ti - ger Aar. } Wenn der
rau - schen - des Flü - gel - paar. }

Lö - we in der__ Wü - ste brüllt, so er -

zit - tert das tie - ri - sche Heer. Ja, wir sind die Her - ren der

Welt, die Kö - ni - ge auf dem Meer Ti - ral - la -

la, __ ti - ral - la - la, __ ti - ral - la - la, ti - ral - la -

la. Hei, hei! Ja, wir sind die Her - ren der

Welt, die Kö - ni - ge auf dem Meer.

Das Seeräuberlied

De Sünnsros

bleiben. Diese Sommernacht werde ich wie einen Schatz bewahren. (Aber es sind 62 Jahre vergangen, bis ich dies auch einmal aufzeichnete, heute, am 1. November 1984!)

9

17

25

da capo al fine

An diesem Abend wurde mir lebenslange Liebe zur Nordsee, zu den Nordsee-Inseln und Halligen ins Herz gesenkt: Die Liebe zur Nordsee mit ihrer Ebbe und Flut, Brandung und Wattenmeer, Sandstrand und Dünenwelt, mit Heidetälern und Rauschbeeren-Kissen, mit den unbeschreiblich schönen Sonnenuntergängen und mit allem, was die Flut an den Strand spült, Muscheln und Seesterne, Wrackteile und Bambus, Glaskugeln von Hochseenetzen und Korkstücke; einmal entdeckten wir sogar einen toten kleinen Katzenhai am Rande der Brandung; als etwas ganz Besonderes fand ich in späteren Jahren (1952), an einem Tag bei starkem Ostwind, in der frühen Morgensonne 6 kleine Stücke Bernstein, das Gold der Nordsee!

Ich habe die nordfriesischen Inseln oft besucht, war 3x auf Amrum, 2x auf Föhr und 4x auf Sylt, bevor ich dann Stammgast auf der Marschen-Insel Pellworm wurde und von dort aus die einsamen Halligen besuchte: Hooge, Langeneß, Gröde, Nordstrandisch Moor, Süderoog, Norderoog und die Hamburger Hallig. Nach Pellworm lud mich 1955 Pastor Dr. Lic. Haar ein, den ich von meiner 1. Organistenstelle in Lauenburg/Pommern kannte. Er hatte 1950 das Pfarramt an der Alten Kirche auf Pellworm übernommen. Dort steht eine sehr schöne Orgel des berühmten norddeutschen Orgelbauers aus der Barockzeit, Arp Schnitger (1711), die Pastor Haar restaurieren ließ; als sie wieder spielbereit war, lud er mich ein in sein Pastorat. Von 1955 fuhr ich dann in jedem Jahr nach Pellworm und spielte öffentliche Orgelmusiken (ca. 30x) bis 1975. –

Ich schließe diese meine Liebeserklärung an die Welt der Nordseeinseln mit der Melodie zu einem plattdeutschen Volkstanz, „De Sünnsros“, den wir auf den Volkstanzabenden in Klappholtal oft und gern getanzt haben. Dr. Ahlborn hatte ihn mit uns eingeübt und wir haben ihn dann viele Abende zum Schluß getanzt.

Klappholtal
(Foto: Tobias
Mandt)



16. Unsere 1. große Klassenfahrt an die Nordsee 1924 mit der Untertertia (Ullrg) der Kaiser-Karl-Schule

Von meinen Kinderheim-Aufenthalten auf Amrum, Föhr und Sylt (1919, 1921 + 1922) kannte ich schon Einiges von der nordfriesischen Inselwelt. So hatte ich meinen Klassenkameraden etwas voraus. Mit unserer Untertertia begann im Schuljahr 1924/25 ein Experiment an der KKS: „Koedukation“. Es waren zum 1. Mal Mädchen in unserer Schule. Es stellte sich bald heraus, daß die 6 Mitschülerinnen furchtbar fleißig waren, immer pünktlich ihre Schularbeiten machten und bei Klassenarbeiten „Zweien“ schrieben, während wir Jungens uns mit Zensuren von 3 bis 5 begnügen mußten: es war direkt deprimierend!

Unser Klassenlehrer war Studienrat Dr. Hannesen. Er nahm noch unseren Turnlehrer Adolf Schröder und dessen Frau (Chaperon²¹ für die Mädchen!) sowie den Musiklehrer Otto Spreckelsen mit auf unsere Fahrt. Diese ging zunächst nach Husum (siehe Karte!); dort bezogen wir unser „Standquartier“ in der dortigen sehr schönen neuen Jugendherberge. Dann Stadtbesichtigung: Theodor-Storm-Gedächtnisstätten (den „Schimmelreiter“ hatten wir [?], hatte ich schon gelesen), den großen Stadtpark, das „Schloß vor Husum“ mit dem schönen Torhaus, die alten gotischen Backsteinbauten am Markt mit ihren Treppengiebeln, den sehr kleinen Hafen mit einem Tidenhub von 3, 50–4 m, die im Bau befindlichen Schiffe der kleinen Werft im Hafen (die

„Schlickrutscher“!); den Weg am Außendeich mit dem weiten Blick auf die Inselwelt Nordfrieslands. Mit einem der kleinen Halligdampfer fuhren wir am nächsten Tag zur Hallig Gröde-Appelland (mit einer winzigen Schule: 2 Schüler) und weiter nach der Insel Föhr. Dort übernachteten wir in Wyk und machten am nächsten Morgen bei Hohlebbe eine Wanderung auf dem Meeresboden – etwas ganz Eigenartiges, Einmaliges: beim tiefsten Wasserstand ging es von der Nordwest-Küste von Föhr, bei dem Dorf Utersum, über Watt und Sandbänke zwischen Föhr und Amrum zur Nordspitze Steenodde auf Amrum; es war eine Wanderung von gut zwei Stunden: über Schlick, Sandbänke, Tangansammlungen und Muschelbänke



²¹ Anstandsdame

(wir hatten Turnschuhe dafür mitgenommen) mußten wir manchmal durch knietiefe Priele waten. Vor allem mußten wir uns vor den aus dem Schlammgrund herausragenden großen weißgelben Klaffmuscheln hüten, die manchmal (Barfüßer!) schmerzhaft Schnittwunden hervorrufen können. Einigen von uns, auch dem Musiklehrer, wurden in einem tiefen Priel die Hosen- und Unterhosenbeine klatsch-salzwassernaß. Wir machten unsern Weg bei herrlichem Sonnenschein und einer leichten Brise; das nach Nordwesten zurückgewichene Meer blitzte silbern in der Ferne. Natürlich sammelten wir unterwegs, was da so herumlag: Austernschalen, Herzmuscheln, Wellhornschnecken, Miesmuscheln, Seesterne und Klaffmuschen auf den lang hingestreckten Muschelbänken.

Als wir an der Nordspitze der Insel Amrum wieder festes Land unter den Füßen hatten, sahen wir zurück auf unsern Wattenweg, der nun bald wieder, bei auflaufender Flut, zu Meer



**Grabstein an der Kirche von Nebel
(Foto: dirtsc)**

werden würde; weit zurück im Osten lag die Küste von Föhr, die hohe Kante von Goting. Auf Amrum kamen wir auf unserm Weg nach Süden erst durch Nortorf und weiter im Süden zur Kirche in Nebel (die vielen Schiffergrabsteine mit den Abbildungen großer Segelschiffe vor allem der Walfängerkapitäne des 17. und 18. Jahrhunderts). An der Südspitze von Amrum erreichten wir Wittdün. Dort holte uns nachmittags der Dampfer ab nach Hallig Hooge (Königspesel) und weiter nach Husum, unserem Ausgangspunkt.

Am nächsten Morgen machten wir auf unserer Rückfahrt noch einmal Station in der kleinen, sehr schönen Stadt Friedrichstadt. Sie war nicht von einem der vielen dänischen Könige dieses Namens gegründet, sondern von dem Herzog Friedrich III. von Gottorf-Schleswig, im Jahre 1612. Sie diente dann holländischen Remonstranten²² als Freistatt, die in ihrer Heimat von den Calvinisten verfolgt wurden. Die Holländer bauten ihre Stadt auf mit Grachten, Brücken und schönen Bürgerhäusern. Noch heute besteht dort eine

Remonstrantenkirche und ein Mennoniten-Bethaus, neben der evangelisch-lutherischen Kirche (mit schönen Ölgemälden von Jürgen Ovens) und einer kleinen katholischen Kirche. –

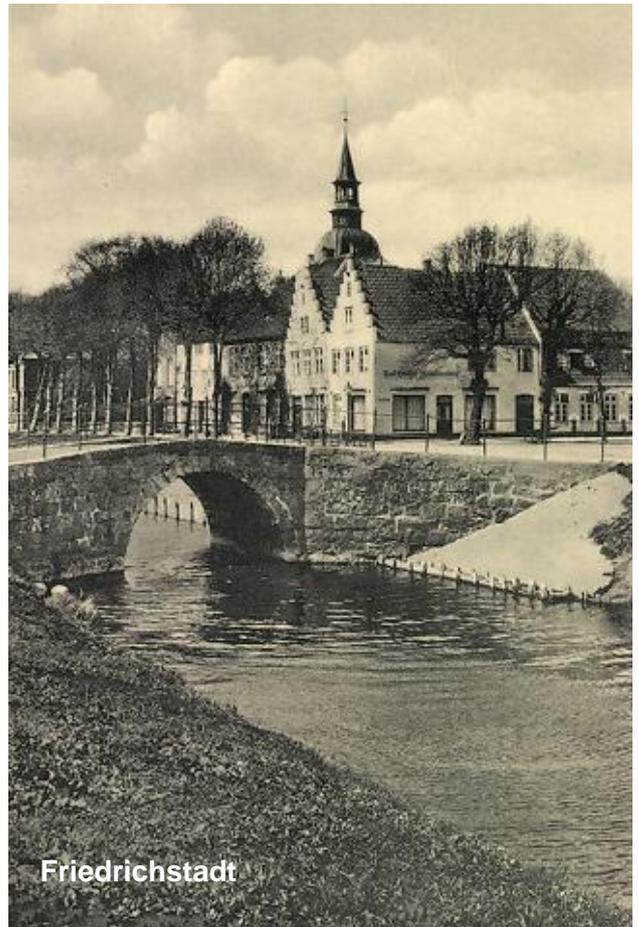
Wir machten in Friedrichstadt Station auf Einladung der Eltern unseres Mitschülers Ernst Erich Kölln, dessen Vater dort eine große Getreidemühle betrieb und der wohl in sehr guten Verhältnissen lebte, denn er hatte die ganze Klasse und die Lehrer zum Essen in sein Haus eingeladen. Wir betraten ein weitläufiges Patrizierhaus und wurden reichlich beköstigt.

²² Mitglieder einer reformierten Sekte

Im Salon stand ein großer Konzertflügel. Nach dem Essen verlangten meine Klassenkameraden, daß ich ihnen darauf vorspielte, improvisierte, so wie ich das in der Schule oft vor den Musikstunden machte. Ich spielte also drauf los: Variationen über das „Seeräuberlied“, das ich vor 2 Jahren im Kinderheim auf Sylt gelernt hatte: „Der mächtigste König im Luftrevier – – Ja, wir sind die Herren der Welt und die Könige auf dem Meer.“

Der neue Musiklehrer Spreckelsen wurde an diesem Tage zum erstenmal auf mich aufmerksam durch mein Improvisieren. Er war erst seit Herbst 1923 an der KKS. Er fragte mich: „Wo hast du das denn gelernt?“ Ich: „Ach, das kommt so beim Spielen aus der Melodie, ganz von selbst!“ Aber sooo selbstverständlich fand der Lehrer mein freies Spielen wohl doch nicht; denn von diesem Tage an hatte ich bis zum Abitur in „Musik“ im Zeugnis eine „Eins“.

Diese Zensur nahm sich in meinen Zeugnissen aber sehr einsam aus, sie wurde nur ab und zu



Friedrichstadt

von einer „Eins“ in Erdkunde begleitet. In diesem Fach schlug ich jede Konkurrenz mit meinen Landkartenzeichnungen; es war ein Erbteil meines Vaters, der ein sehr guter Zeichner war, wie ich aus seinen Schulzeichnungen (1895) wußte, die damals (1925) noch in einer Mappe in Mutters Stube existierten. Deshalb stand ich bei Zeichenlehrer Albert Kaufmann auch regelmäßig mit einer „Zwei“ vermerkt.

Aber all dies waren – vom korrekten Schulbetrieb aus gesehen – „brotlose Künste“. Da wurden vor allem Leistungen in den Sprachen und Mathematik verlangt. Aber in diesen Fächern bekam ich kaum den Kopf hoch in der Klasse – bis auf Geschichte und Deutsch allerdings; ich schrieb ganz gute Klassenaufsätze, denn wer viel liest, wird auch gute Abhandlungen schreiben, und ich las sehr viel – schon damals!



**St. Christopherus in
Friedrichstadt. Altarbild
von Jürgen Ovens
(Foto: Charles k.)**

17. Kaiser-Karl-Schule 1917–1931

Mit dem Schluß des vorigen Kapitels waren wir eigentlich schon mitten im Schulbetrieb. –

Im April 1917 kam ich zur Schule, und zwar in die Vorschule des Itzehoer Gymnasiums und Realschule, seit 1910 „Kaiser-Karl-Schule“ genannt. Die Vorschule war eingerichtet für die Kinder der „gehobenen“ Stände, damit diese nicht in die Volksschule zu gehen brauchten. Statt der vier Grundschuljahre hatte die Vorschule nur drei Klassen. Die in der 3. Vorschulklasse versetzten Schüler wurden in die Sexta der KKS ohne Aufnahmeprüfung übernommen.

In der Vorschule habe ich dann noch den Geburtstag Kaiser Wilhelms II. am 27. Januar 1918 mitgefeiert, ehe dieser sich im November



des gleichen Jahres nach Holland absetzte und daher dieser „Nationale Feiertag“ im Staatskalender gestrichen wurde. Später, nach Gründung der Republik, galt dann der 11. August, der Verfassungstag, als gleichwertig; er wurde mit vielen markigen Reden gefeiert, bis 1932. Dann gab es wieder ein neues Datum, einen Geburtstag, den 20. April, der bis 1945 mit lautstarken Rundfunkansprachen und Marschmusik ausgeschmückt wurde – bis auch das überflüssig wurde. In der Zeit nach dem 2. Weltkrieg wurden derartige Geburtstagsfeiern staatlicher Konvenienz unpopulär.

Die Aula der KKS war mit 5 großen, sehr farbenprächtigen Glasfenstern geschmückt: überlebensgroß standen darin die Herrscher aus dem Geschlecht der Hohenzollern: der große Kurfürst (1640–88), König Friedrich II. (1740–86), Kaiser Wilhelm I. (1861–88), Friedrich III. (1888) und Kaiser Wilhelm II. (1888–1918), letzterer in der blitzblauen Uniform eines Admirals, das lange goldene Fernrohr in der rechten Hand. –²³

In unserer Aula war an jedem Montag-Morgen, zu Beginn der 1. Stunde, Morgenandacht. Die Choralstrophen zu Beginn und Schluß wurden vom Harmonium begleitet. Von Untersekunda (1927) bis Oberprima (1931) habe ich diese Begleitungen gespielt. Manchmal sagte vorher ein Klassenkamerad zu mir: „Du, Alex, spiel doch zu Anfang ’n büschen länger (er meinte das Vorspiel), du weißt doch, wir haben französische Grammatik in der 1. Stunde.“

²³ Siehe Fotos Seite 72 und 110

In den hinteren Reihen, bei den oberen Klassen, wurde während der Andacht nicht mitgesungen, man war im Stimmwechsel (!), dafür wurde eifrig memoriert. Die Ansprachen hielten die Lehrer im Wechsel.

1921 wurde ich nach Sexta versetzt, und zwar in die Abteilung: Reformrealgymnasium. Als 1. Fremdsprache hatten wir Französisch, Lateinisch ab Untertertia und ab Untersekunda Englisch. Trotz der viel kürzeren Unterrichtszeit war die ganze Klasse besser im Englischen als im Französischen; und wer von uns hätte sich nach 6 Jahren Latein in dieser Sprache unterhalten können?

Im Englischen war vor allem die gute Aussprache entscheidend, und die war hier, in Holstein, fast jedem angeboren, bestimmt aber, wenn er Plattdeutsch sprechen konnte. Denn die Angelsachsen waren ja um 450 (post Christum) aus der Stör- und Eidermündung mit ihren Wikingerbooten nach Ostengland ausgewandert. Das kann man noch heute auf der Landkarte Süd-Ostenglands nachweisen, in Essex (Ost-Sachsen), Wessex und Sussex. Wenn die Völker unter Hengist und Horsa in Britannia Land in Besitz nahmen, das sie den Kelten wegnahmen, und an der Küste einen kleinen Fluß vorfanden, sagten sie: „Das ist nun unsere ‚Stör‘.“ Daher gibt es in Südeuropa heute noch 5 kleine Flüsse mit Namen wie „Stour“, „Store“, „Stor“, „Sture“ oder ähnlich (lateinisch: Sturia).



John Constable: Boote auf dem Stour

Unser Klassenlehrer (ab Ull) war Dr. Bruno Voltmer, der bei uns Englisch und Französisch gab. Er zog aus den geschichtlich unbestreitbaren Tatsachen den Schluß: „In Wirklichkeit sind die Engländer nur ‚entartete‘ Schleswig-Holsteiner!“ Die sprachliche Verbindung mit dem holsteiner Plattdeutsch ist unüberhörbar. Tatsächlich hatten alle Itzehoer Schüler eine gute englische Aussprache, während es nur wenigen gelang, die französischen „Nasal-Laute“ zu lernen. Dr. Voltmer sagte: „Wer nördlich der ‚Büchsenkate‘ (ein Wirtshaus an der Chaussee nach Wilster) geboren ist, lernt nie richtig Französisch!“

Von dem Versuch, in unserer Untertertia zu den 24 Jungs 6 Mädchen zu setzen, sprach ich schon. Das war für uns ganz neu und ungewohnt, Mädchen gab es sonst nur im Lyceum in der Großen Paaschburg.

Um 1926 bekam ich Orgelunterricht bei Organist Dibbern. Das wirkte sich auf meine Schularbeiten und mein allgemeines Interesse am Unterricht negativ aus, so daß ich Ostern 1927 „backen blieb“, das heißt nicht versetzt wurde. Das war für mich unangenehm, weil ich meine alten Schulkameraden, Klassenkameraden verlor, die „weiterrückten“, während ich „blieb“. Dieser Makel des „Sitzenbleibens“ hing mir das ganze 2. Jahr in der Ullrg an. Aber



Alexanders Arbeiten aus dem Zeichenunterricht: Störschleife mit langer Brücke

dann, in Obersekunda und in den Primen, stellte ich fest, daß ich viel besser mitkam – nach dieser „schöpferischen Pause“ – im Unterricht als in der Mittelstufe, vor allem in Deutsch, Geschichte und Englisch. Nur im Französisch haperte es noch, und die Mathematik war mir zu trocken, zu fantasielos: sie lag mir einfach nicht.

So ging es mit meinen schulischen Leistungen in der Oberstufe etwas aufwärts; in Unterprima hatte ich sogar ein direkt „anständiges“ Zeugnis = das war ein Novum in den Jahren meiner Schulzeit!

Es gab bei mir drei Abstufungen, wie ich die Lehrfächer beurteilte: an erster Stelle standen bei mir die künstlerischen Fächer: Musik und Zeichnen, in Verbindung mit Schreiben (Deutscher Aufsatz), Geschichte und Erdkunde. An 2. Stelle kamen die Sprachen, in der Reihenfolge: Englisch, Latein, Französisch; an 3. und letzter Stelle die Naturwissenschaften: Mathematik, Physik und Chemie, nebst Turnen-Sport, wo ich – außer beim Springen und Laufen – ganz versagte.

Freigeschwommen (15 Minuten in tiefem Wasser) habe ich mich auch erst in Tertia; sonst war es üblich in der Quarta, daß den Winter über statt Turnen = Schwimmen gelernt wurde in der Badeanstalt in der Bergstraße: so lernte fast jeder Schüler schwimmen.

Meine nachweisbare, zweifellos vorhandene Finger- und (später an der Orgel) auch Fußakrobatik auf Manual- und Pedaltasten – sie galten nichts beim Schulturnen. Hier galt nur der Bizeps, und der war bei mir nur kümmerlich entwickelt. –

Unser Klassenlehrer in den Jahren 1927–31, Dr. Bruno Voltmer, war nach dem Weltkrieg an die Lehrstelle meines Vaters (Hauptfächer Englisch und Französisch) an die KKS



Störschleife mit alten Speichern in der Neustadt

gekommen. Dieser Mann, literarisch und schauspielerisch hochtalentiert, konnte uns in seinem Unterrichtsstunden begeistern. Wie er uns zum Beispiel Shakespeares „Hamlet“ nahebrachte, darin speziell den großen Monolog im 3. Akt, uns vorsprach, übersetzte, gedanklich analysierte, die Feinheiten herausarbeitete, das war ganz ausgezeichnet, das vergaß keiner von uns Schülern wieder, wenn nur ein Funken Poesie in ihm steckte!

To be, or not to be, that is the question:
Whether 'tis nobler in the mind to suffer
The slings and arrows of outrageous fortune,
Or to take arms against a sea of troubles,
And by opposing, end them?

Ich ruhte nicht, bis ich die vielen, langen Verse nicht nur auswendig wußte und deklamieren konnte, sondern „by heart“ – wie „auswendig“ im Englischen heißt –; und ich meldete mich gern, diesen Monolog aufzusagen, denn für mich war er Musik!

Oder, in der französischen Poesie zum Beispiel das Gedicht: „Le vase brisé“ von René-François Sully Prudhomme (1880):

Le vase où meurt cette verveine
D'un coup d'éventail fut fêlé – –

Und darin zum Schluß:

Souvent aussi la main qu'on aime,
Effleurant le coeur, le meurtrit;
Puis le coeur se fend de lui-même,
La fleur de son amour périt – –²⁴

Aber die Krone der französischen Poesie waren für Dr. Voltmer (und, wie ich von Mutter weiß, auch für meinen Vater!) die Verse von Paul Verlaine; zum Beispiel aus: „La bonne chanson“ (1870)

La lune blanche Luit dans les bois De chaque branche Part une voix Sous la ramée ...	Der weiße Mond leuchtet in den Wäldern, von jedem Zweig kommt eine Stimme unter dem Gebüsch ...
O bien-aimée.	O geliebter Laut – –
L'étang reflète, Profond miroir, La silhouette Du saule noir Où le vent pleure ...	Der Teich reflektivert, ein tiefer Spiegel, die Silhouette des schwarzen Lorbeers, Wo der Wind weint – –
Rêvons, c'est l'heure.	Laßt uns träumen, dies ist die Stunde
Un vaste et tendre Apaisement Semble descendre Du firmament Que l'astre irise ...	Eines ungeheuren und zarten Gefühls des Friedens scheint herabzusteigen vom Firmament, das der Stern erleuchtet ...
C'est l'heure exquise	Das ist eine erlesene Stunde. ²⁵

Vielleicht war noch mehr „Musik“ in den französischen Versen – aber die große Trauer menschlicher Verlassenheit sprach für mich noch tiefer aus dem Selbstgespräch des Dänenprinzen. –

Bei unserm Klassenlehrer Voltmer hatte ich „Schlag“ – wie wir das damals nannten. Er war als Pädagoge nicht gerade ein Idealfall, denn er hatte seine „Vorzugsschüler“, war also nicht sehr gerecht. Er schätzte blitzschnelle geistreiche Repliken auf ein von ihm in den Klassenraum abgeschossenes aperçu²⁶ – das war meine Chance, auf dem Gebiet, dem Sektor, habe ich einiges von meinem Vater geerbt (sagte meine Mutter!). Es entsprach der unpädagogischen Einstellung von „Bubi“ (so der Spitzname unseres Klassenlehrers), daß er einige Schüler nicht leiden konnte, sie mochten tun, was sie wollten: es genügte ihm nicht.

²⁴ Die zerbrochene Vase

Die Vase in der welkt das Eisenkraut
ward durch des Fächers Hieb gerissen,

...

Oft ist es auch die Hand, die man liebt
die das Herz streift und es verletzt,
wie von selber entsteht im Herz ein Riss
die Blüte seiner Liebe welkt ...

²⁵ Übersetzt von Alexander Kern

²⁶ Geistreiche Bemerkung

Nun war ich in den französischen Klassenarbeiten recht schlecht (wie wir sagten: glatt 3 –), ich wußte nicht genug in „Grammatik“; und darum war meine Standard-Zensur im Zeugnis



immer: „Vier“. Aber wir hatten bei demselben Lehrer Englisch, und da war meine Zensur so um „2“ herum, also viel besser, vor allem: mündlich. Auf diese Art hielt ich vier Jahre hindurch die Balance zwischen den zwei Sprachen. Einmal, in Unterprima, geriet ich sogar im Französischen mal auf „3“. Aber im Abitur ging der französische Aufsatz doch „daneben“. –

Immerhin habe ich in diesen beiden Sprachen soviel in der Schule gelernt, daß ich im Krieg, 1942, in Aix en Provence, Südfrankreich, – wo unser Hauptverbandplatz ein Ortslazarett, eine Schwerverwundetenstation mit 70 Betten ein halbes Jahr versorgte – mit der französischen Zivilverwaltung des Hôpitals, als Vice-Interprète (Ersatz-Dolmetscher) täglich wegen der Essenportionen für unsere Verwundeten verhandeln konnte, die uns von der französischen Küche des Krankenhauses geliefert wurden.

Und am 9. März 1945, bei unserer Gefangennahme durch eine amerikanische Panzer-Besatzung auf dem Nürburgring, war ich der einzige unseres HVP-Zuges, 30 Soldaten, der mit den schwer bewaffneten Mulatten der Ami-Armee verhandeln konnte und erreichte, daß die Schwerverwundeten, die wir auf unseren Stahlwagen mitführten, gleich in das amerikanische „field hospital“ im Nürburgring-Hotel gebracht wurden. Der dortige Colonel-Surgeon (Oberstarzt) hat mich dann noch einige Zeit als „interpreter“ mit den Verwundeten-Gefangenen eingesetzt, bevor alle in das große amerikanische Gefangenenlager in Rennes/Bretagne kamen. Soviel hatte ich immerhin profitiert in der Itzehoer KKS!

Altar der St.-Jürgen-Kapelle

Den Geschichtsunterricht gab in unserer Klasse in der Oberstufe der Direktor, Dr. Jochen Mähl. Er war wirklich ein Demokrat alter Prägung; daher von Anfang an Gegner der Hitler-Diktatur. (Schließlich zwang man ihn – nach 1933 –, in die S.A.²⁷ einzutreten, wo er einen ehemaligen Hilfskellner als Vorgesetzten und „Sturmführer“ bekam – sonst wäre er aus dem Amt geflogen.)

Mir fallen 2 Themen aus seinem Unterricht ein: 1. Die englisch-deutschen Flottenabkommen vor dem 1. Weltkrieg: Im Abitur wurde ich darüber geprüft.

2. Die Erhebung 1848 – die Paulskirchenversammlung. Die Volksabgeordneten die (damals schon!) dem preußischen König Wilhelm die deutsche Kaiserkrone anboten. Dessen arrogante Ablehnung mit der Begründung: Er würde

diesen Titel nur dann annehmen, wenn die Fürsten der deutschen Länder ihn anböten. Dieser ihm vom Volk angebotene Titel sei für ihn „eine Spottgeburt aus Dreck und Latten!“²⁸ Welch eine Verachtung, Brückierung der nur bürgerlichen Paulskirchen-Abgeordneten!

Und 20 Jahre später, bei der Kaiserproklamation im Schloß Versailles: Wilhelm verlangte zum „Kaiser von Deutschland“ ausgerufen zu werden; mit Rücksicht auf Bayern und Hessen konnte Bismarck dem aber nicht zustimmen; er verhinderte es, indem er den Herzog von Baden, der das Hoch ausbringen sollte, veranlaßte, nur den Wortlaut „Hoch Wilhelm I., deutscher Kaiser“ zu gebrauchen.

Darüber war dann, nach dem Festakt im Spiegelsaal von Versailles, der Kaiser (aus Eitelkeit) so empört, daß er seinen Kanzler – dem er letztlich doch den Kaisertitel verdankte – glatt überging und nicht grüßte! –

Für uns waren diese Darstellungen vom Direktor erstaunlich und unvergeßlich wegen ihrer schonungslosen Objektivität.

Latein gab Professor Koelz, ein trockener Gelehrter, der ein ganzes Jahr hindurch (Obersekunda) uns die geschliffenen Hexameter der „Metamorphosen“ des Ovid „nahebrachte“; speziell die Schilderung der 4

²⁷ SA – Sturmabteilung, Organisation der Nazi-Regierung

²⁸ In Goethes „Faust“ sagt Faust zu Mephistopheles: „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!“



Direktor Mähl

Zeitalter der Menschheit = das goldene, silberne, erzene und eiserne Zeitalter. Die ersten fünf Hexameter des „aura aetas“ = des goldenen Zeitalters, kann ich heute noch im Schlaf herunterschnurren. Hier eine Kostprobe:

_ 0 0 _ 0 0 _ 0 0 _ 0 0 _ 0 0 _ 0 0

Áurea príma satá est aetás quae víndice nullo spónte suá,
sine lége fidém rectúmque colébat.
póena metúsque aberánt, nec vérba minántia fíxo
áere legébantúr, nec súplex túrba tímébat
iúdicis óra suí, sed eránt sine víndice túti.

(Frei übersetzt: Im goldenen Zeitalter war alles sicher ohne Gesetzes Fesseln; jeder tat ohne Zwang das Rechte, Strafe und Furcht kannte man nicht, es gab keine drohenden in Erz geschriebenen Strafen, und die Menge des Volks fürchtete keinen Richter – sondern alle waren ohne Fesseln [Strafen] sicher.)



Gerne erinnere ich mich an die Oden des Horaz: einen seiner Hexameter bringe ich seit Jahrzehnten in Verbindung mit der Kirchwarft auf der Insel Pellworm, mit dem Turm und der Orgel in der alten romanischen Kirche:

Ílle terrárum mihí praetér omnes ángulus rídet.

(Dieser [schöne] Platz lächelt mir vor allen anderen [der Erde]!)

Professor Koelz gab bei uns auch Religion. Er ödete uns sehr lange an mit den



Gottesbeweisen Immanuel Kants. Ein mit menschlicher Logik „bewiesener“ Gott – ist das noch ein Gott, der „höher ist als alle Vernunft“?

Mathematik + Physik hatten wir bei Professor Oskar Jansen, noch einem alten Kollegen meines Vaters aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg. Er war das Urbild eines preußischen Reserveoffiziers, eines unentwegt „zackigen“ Soldaten. Das „große Kriegserlebnis“ hatte in seinem Gedächtnis trotz allem einen goldenen Schimmer, einen Glorienschein hinterlassen. Natürlich war er ein strenger Gegner der Weimarer Republik.

Deutsch gab Dr. Kurt Reiche, ein Aesthet von hohen Graden. Er durchackerte mit uns ein Jahr lang Goethes Faust I. und II., mit dem Kommentar von Gundolf. Davon hatte ich (bis heute hin) viel Gewinn. Daher aber auch unsere Charakteristik von „Kurl“ (er maß ca. 190 cm!): „Es ist doch schön von einem großen Herrn, sooo menschlich mit Primanern selbst zu sprechen!“²⁹

Dr. Nolte war ein jüngerer Biologe und Erdkundler aus der Nachkriegs-Generation, die nichts mehr hielt von „deutschen Helden“ und auch nichts von der „Niedertracht unserer Feinde“ oder dem „perfiden Albion“³⁰: aus dem Vokabular der permanenten Nationalisten. Dr. Nolte war salopp und rauchte Pfeife im Unterricht (trotz Verbot) – wenn „es ihn ankam“; und als einmal der Direx in den Physiksaal kam, wo wir Biologie hatten, staunten wir über die beinahe taschenspielerische Geschicklichkeit, mit der Dr. Nolte seinen „Brösel“ in der abseitigen Jackentasche verschwinden ließ. Dr. Mähl hatte aber doch was gemerkt (gerochen?), denn er zitierte den „Herren Kollegen“ in sein Amtszimmer.

Für unsern Turnlehrer Adolf Schröder (Kasper) – einen alten, besonderen Freund meines Vaters, der auch ein sehr guter Turner war (1897 im Zeugnis = Turnen: 1) – war ich (nach dem Vater) ein hoffnungsloser Fall. Nicht einmal die berühmte „Kippe“ am Reck brachte ich zustande; da halfen mir auch etwas bessere Leistungen im Laufen und Springen nichts.

Neben seiner Schultätigkeit war Dr. Voltmer Spielleiter der Itzehoer Speeldeel, des plattdeutschen Theaters. Die Leistungen dieser Schauspielgruppe hatte Voltmer zu einer beachtlichen Höhe gebracht. Dr. Voltmer gründete auch an der KKS ein Schülertheater. Als Regisseur hatte er ganz hohe Qualitäten: in fast jedem Sommer spielten wir mit unserem Klassentheater Stücke, die Dr. Voltmer zum Teil selbst verfaßt hatte.

Mit Begeisterung probten wir – manchmal waren auch Mädchen als „Leihgabe“ vom Lyceum unumgänglich – monatelang. Die Theaterstücke waren immer die Höhepunkt auf unseren Klassenfesten in Klosterbrunnen oder Freudenthal, bei denen wir sammelten für unsere Klassenfahrten. –



Adolf Schröder

²⁹ Das Faust-Zitat lautet: „Es ist doch schön von einem großen Herrn, mit einem armen Teufel so human zu sprechen.“

³⁰ Albion – antiker Name für die britischen Inseln



**Werbung für die „Faust“-Aufführung 1930
– Alexander als Mephisto (rechts)**

Ich erinnere mich 1) an die Aufführung des „Volksschauspiel vom Doktor Faustus“, des „Urfaust“, worin A. Kemme den „Faust“, ich den „Mephisto“, G. Stehn den „Famulus Wagner“ und H. Kramer den Harlekin, die „lustige Person“ spielten.

2) Von Goethe führten wir „Der Bürgergeneral“ auf mit Heinz Kramer in der Titelrolle „Schnaps“ – großartig. Dieser kurze Einakter ist eine Persiflage auf die Errungenschaften der französischen Revolution. Ich spielte darin einen Bauernknecht (!) und Erika Rohmann das „Röschen“.

3) „Der Bettigel“ war dann ein Stück von „Bubi“ Voltmer. Ich spielte in diesem „Schulstück“ den Schüler „Adolphi“ (beziehungsreich: „filius Adolphi“ = Sohn des Adolf Kern), der in der Klasse beim Mogeln erwischt wird.

Bei unseren Klassenfesten, bei denen wir das Geld für die Klassenfahrten den Eltern „abluchsten“, hatten wir sogar ein kleines „Klassenorchester“ aus Mitschülern aufgestellt, das ich vom Klavier aus leitete (immerhin 2 Violinen und Cello!). Um 1926 dichtete Dr. Voltmer für uns (für den Festzug der KKS durch die Stadt) das „Itzehoer Lied“, in Musik gesetzt von Otto Spreckelsen – ein Marschlied:

Sagt an, ist das ein rech-ter Mann, der nicht die deut-sche Hei-mat
und der die Stadt ver-ges-sen kann, die ihm der Ju-gend Glück be-

ehrt? Ob ei-ner lobt sein Ol-des-loe, Kiel, Flens-burg, Hu-sum, Rends-burg, Plön, wir
schert?

prei-sen un-ser I-tze-hoe in bu-chen-wald-be-kränz-ten

Höhn- I-tze-hoe du Hei-mat-stadt, Per-le im Hol-sten-gau.

Refrain
I-tze-hoe, I-tze-hoe hoch I-tze-hoe!

18. Tuberkulose 1925

In Sude, dem Vorort von Itzehoe, in der Dorfstraße 18, wohnte um 1925 ein Bäcker und Konditor Naeve in einem sehr stattlichen weißen Haus. Seine älteste Tochter, Wilhelmine, Mitte zwanzig, war seit Jahren tuberkulosekrank, Lungentuberkulose im letzten Stadium, hoffnungslos.

Die Mutter war mit unserer Mutter befreundet und bat sie, sie möchte doch ab und zu einmal den kleinen Sohn schicken, damit dieser der kranken Tochter auf dem Klavier vorspiele: die Tochter hätte darum gebeten. Das Klavier stand im Erdgeschoß, in einem großen Zimmer, gerade unter dem Krankenzimmer der Tochter im 1. Stock.

Wir fragten, was ich denn spielen sollte, woran die Kranke Freude hätte. Darauf sagte die Mutter: „Sie freut sich über alles; früher hat sie selber Klavierstunde gehabt.“ Über Volkslieder und Choräle würde sie sich ebenso freuen wie über Sonatinen oder Sonatensätze von Mozart, Haydn und Beethoven, auch das Jugendalbum von Schumann höre sie gerne und kenne vieles daraus. Ich bin dann ein paar Mal in die Dorfstraße gegangen und habe ihr vorgespielt.

Es war eigenartig für mich, so ohne jedes Echo, ohne Kontakt, sei er nun sprachlich oder blickmäßig, ohne jede Reaktion der Hörenden zu spielen, der ich eine Freude machen wollte mit meiner Musik. Es war, als ob man in einen Raum hineinrief, der jeden Nachhall, jedes Echo verschluckte. Wenn ich nach ca. einer Stunde zu spielen aufhörte, kam meistens die Mutter, die solange am Bett der Kranken gesessen hatte, zu mir herunter und sagte mir den Dank ihrer Tochter, die ich damit auf andere, bessere Gedanken gebracht hätte.

Diese Vorspiel-Stunden hörten auf, als der Zustand des Mädchens so fortgeschritten war, daß sie kaum noch etwas aufnahm, meistens bewußtlos lag.

Die Mutter kam dann eines Tages zu uns und bedankte sich noch einmal für diesen meinen musikalischen „Dienst“ an ihrer Tochter und brachte als Geschenk für mich ein großes Marzipan-Brot mit, das mit Schokoladenguß überzogen war. Es war ein so großes Marzipan-Brot, wie ich es kaum je gesehen hatte, und wog sicher mehr als ein Pfund. Ich staunte: sooo groß, und für mich!? Da konnte man ja mit dem Messer ziemlich große, fingerdicke Scheiben abschneiden, etwas, von dem unsere ganze Familie gut gehabt hätte. Aber unsere Mutter hatte Angst, ich könnte mich damit anstecken an dieser Krankheit, die damals, in den zwanziger Jahren, noch oft tödlich ausging. Heute ist die Tuberkulose, dank der chemischen Therapie, keine „Krankheit zum Tode“ mehr.

Mutter hatte mich schon oft vor meinen Besuchen in der Dorfstraße vermahnt, nichts dort – außer den Klaviertasten – anzufassen. Um nun jede Möglichkeit der Ansteckung auszuschalten, überredete Mutter mich daher, darin einzuwilligen, daß wir das große, schöne, teure Marzipanbrot nicht zusammen aufaßen, sondern es vernichteten, in die Abfalltonne warfen; denn Mutter meinte, es wäre doch möglich, daß die Mutter Naeve der Schwerkranken das Geschenk für mich gezeigt hätte, und daß das Mädchen es eventuell berührt hätte; damit aber wäre eine Gefahr für uns alle gegeben. – Schweren Herzens mußte ich meiner Mutter gehorchen, so sehr ich das auch bedauerte. –

Mutters Angst, ich könnte TB-krank werden, war nicht ganz unbegründet. In meiner Jugend, noch bis zum Ende der meiner Schulzeit an der KKS, war ich viel kränklich, mager und



schwächlich gebaut. Ich war dem Hausarzt TB-verdächtig und wurde mehrfach zur Kontrolle geröntgt. Auch meine häufige Verschickung zur Erholung auf die Nordsee-Inseln gingen in diese Richtung.

Nach dem Abitur (1931) untersuchte mich in Itzehoe der Internist Dr. Ehrhardt in seiner Praxis, Breite Straße, für ein Gesundheits-Zeugnis, ein Attest, als ich mich für eine Aufnahmeprüfung melden wollte. Nach der Durchleuchtung meinte Dr. Ehrhardt damals: bei meinem „Habitus“ sei ich zwar TB-verdächtig, aber er könne zur Zeit nichts finden, abgesehen von ein paar Hilusverkapselungen³¹ älteren Datums. –

Dann kam meine Studiumszeit in Berlin 1931–34. Im Herbst 1933 hatte ich monatelang immer wieder sehr störende Bilddarm-Reizungen. Wenn sie auftraten, behielt ich nur leichte Speisen bei mir. Schließlich vertrug ich außer Kartoffelbrei gar nichts mehr. Da mußte dann im Oktober der Blinddarm raus. Ich war natürlich stark abgemagert.

Mit dem Essen war es bei mir schon zu „normalen“ Zeiten nicht viel. Wie oft bestand damals mein „Mittagessen“ aus einer Banane (à 10 Pfennig) und 4 Brötchen (zusammen auch 10 Pfennig). Das war ein billiges Essen und ich machte auf diese Weise ein paar Groschen lose für die so erstaunlich billigen Klavierauszüge klassischer Werke im Buchantiquariat bei Karstadt. Hungern hatte ich schon während des und nach dem 1. Weltkrieg gelernt.

Als ein reguläres Mittagessen galt bei uns Studenten 1932–33 die gute Erbsensuppe bei Aschinger in Berlin-Charlottenburg. Man bekam da eine kleine Terrine mit guter, dicker Erbsensuppe und aß dazu jede vorhandene Menge Brötchen, die in einem Korb auf dem Tisch standen und – auf Wunsch – jederzeit kostenlos nachgeliefert wurden; dieser Wunsch bestand bei uns permanent. Das ganze Essen kostete 45 Pfennig. –

Der Erfolg dieser „Mastkur“: Bei meiner Blinddarmoperation im Itzehoer Krankenhaus, Ende Oktober 1933, soll der Chirurg Dr. Zöpplitz geäußert haben, so einen verhungerten,

³¹ Der Hilus (oder das Hilum) – Ansatzpunkt, an dem Blutgefäße und Nerven in ein Organ eintreten

mageren Studenten hätte er noch nie gesehen. Es war bei mir übrigens ein vereiterter Blinddarm, und ich mußte dann mehrere Wochen liegen. Ich erholte mich so langsam, daß ich erst im Januar 1934 wieder in Berlin mein Studium aufnehmen konnte.

Im Jahre 1938 war ich noch einmal zu einer Untersuchung bei Dr. Ehrhardt in Itzehoe. Nach dem Abhören und der Röntgenkontrolle fragte er mich: „Was für einen Beruf haben Sie?“ Ich: „Kantor und Organist!“ Darauf der Arzt: „Da haben Sie den richtigen Beruf gewählt, vor allem, was Ihre Lunge betrifft. Durch den Zwang, beim Singen immer viel und tief durchzuatmen, ist Ihre Lunge immer stark und vollkommen beansprucht worden und somit durchblutet bis in die äußersten Spitzen; und das war – bei Ihrer vormaligen Konstitution – Ihre Rettung. Ihre Lunge ist jetzt tadellos in Ordnung!“

So verlor bei Kantor Kern die Tuberkulose jede Chance.



19. Schulkonzert 1927 in der Aula der Kaiser-Karl-Schule

Für den Musiklehrer der Schule ist es natürlich recht praktisch, zu den Schulkonzerten diejenigen Schüler heranzuziehen, die es in jahrelangem Privatunterricht schon „zu etwas gebracht“ haben. Damit konnte man glänzen, das waren sozusagen die „Rosinen“ in dem sonst mäßigen Kuchen des Programms, das vom Schulchor und Schulorchester bestritten wurde.



Erik Hallenstein

in einem schönen großen Hause in der Breitenburger Straße. Dort übten wir auch unser Haydn-Trio ein, dessen Klavierpart meine Lehrerin Frau Kummer vorher gründlich mit mir durchgeackert hatte. Leider konnten wir im Schulkonzert nur den Schlußsatz, Allegro, spielen.

Zum 100jährigen Jubiläum der KKS, 1966, brachte (neben anderen Artikeln) die „Norddeutsche Rundschau“ in Itzehoe (1927 hieß sie noch „Itzehoer Nachrichten“) Programm und Besprechung dieses Konzertes.

Ich war damals schon 16 Jahre alt, aber äußerlich war ich nur ein kleiner, schwächtiger Junge, dem man höchstens 13 Jahre gab: ich war im Wachstum zurückgeblieben. Einen Monat nach dem Konzert, im März, wurde ich in der St. Laurentii-Kirche konfirmiert. Die Konfirmanden trugen an diesem Tage zum 1. Mal: Oberhemd, Schlips und Kragen und dunklen Anzug. Mutter versuchte diese „Tracht“ auch bei mir, aber

Von einer dieser Schulmusiken aus meiner Zeit hat sich ein Programm und eine Besprechung in den „Itzehoer Nachrichten“ vom Februar 1927 erhalten. Ich selbst saß seit 1925 im Orchester am Klavier und hatte im Februar 1927 in dem Haydn-Trio für Violine, Cello und Klavier op. 73 Nr. 2 „all'ongarese“ den recht lebhaften Klavierpart zu spielen. Meine Con-Musikanten waren zwei Schüler aus den oberen Klassen: Erik Hallenstein, dessen Vater eine Lederfabrik in Krempe hatte, spielte sehr gut Violine, war in der Unterprima. Sein Vater war Jude und klug genug, schon 1932 nach England zu emigrieren.³²

Das Cello spielte Kurt Gudewill, der Sohn eines im 1. Weltkrieg gefallenen Generals. Seine Mutter wohnte



Kurt Gudewill

³² Zur Familie Hallenstein siehe Anhang Seite 150

Allegro all'ongarese



Haydn, Triosonate G-Dur op. 73, Nr. 2

Dieses Programm berechtigt zum Eintritt für einen Schüler. Preis 50 Pf.

Schulkonzert

der

Kaiser Karl-Schule zu Itzehoe

am Dienstag, dem 22. Februar 1927, nachmittags 5 Uhr,
und Mittwoch, dem 23. Februar 1927, abends 8 Uhr
im Festsaal der Schule

Leitgedanke: „In stiller Nacht
zur ersten Wacht
ein' Stimm' beginnt zu klagen . . .“

1. Chor: a) In stiller Nacht (Fr. v. Spee) . . . Volksweise — Brahms
b) Es waren zwei Königskinder . . . Alte Volksweise
2. Orchester: a) Träumerei . . . Schumann
b) Reigen seliger Geister (a. „Orpheus“) . . . Gluck
3. Chor: a) In der Marienkirche (n. altengl. Volksballade) . . . Loewe
b) Hymne an die Nacht . . . Beethoven
4. Cello und Klavier: Das Meer . . . Schubert
(Gudewill O II — Reinecke O II)
5. Zwei Flöten und Klavier: Adagio a. d. Sonate 1 . . . Quantz
(Jargstorff O I — Kröger O I — Greunß O I)
6. Orchester: a) Sarabande . . . Händel
b) Passacaglia . . . Händel
c) Marsch . . . Händel
7. Chor und Orchester:
Die Ehre Gottes aus der Natur (Gellert) . . . Beethoven
8. Violine — Cello — Klavier: Allegro a. d. C-dur-Trio . . . Haydn
(Hallenstein U I — Gudewill O II — Kern U II rg)
9. Sexta A: Spiellieder (einstimmig mit Klavierbegl., bearb. v. Spreckelsen)
10. Chor: a) Wer geht mit? . . . niederl. Volksweise
b) Die Wecktrommel (Chor und Panken) . . . Volksweise

Der Reinertrag ist zur Anschaffung von Instrumenten für das
Schulorchester bestimmt.

Dieses Programm vom Schulkonzert wurde im Februar 1927 zusammen-
gestellt.

selbst die kleinste Kragenweite war mir noch viel zu groß: daher blieben wir beim „Schillerkragen“ (siehe Bild Seite 38) zu den langen Hosen, die unabdingbar waren.

Beim Haydn-Trio trug ich noch meinen „besten“ Anzug; er war braun, Jacke mit 4 Taschen und natürlich kurzen Hosen. Das Nähere über die Folge findet sich in dem Zeitungsartikel auf der folgenden Seite:

Zum Jubiläum der Kaiser-Karl-Schule

Ein Gruß für die Ehemaligen vor 40 Jahren

Itzehoe. Die NORDDEUTSCHE RUNDSCHAU freut sich, den vielen Ehemaligen, die gewiß vor weit her zur heutigen Jubiläumsfeier der Kaiser-Karl-Schule nach hier gekommen sind, eine Erinnerungsgabe vorlegen zu können. Aus dem Kreise der ca. 160 Mitwirkenden wurden der Redaktion das große Foto und ein Programm vom Schulkonzert der Kaiser-Karl-Schule am 22. Und 23. Februar 1927 freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Vielleicht werden sich manche der tüchtigen Spieler und Sänger wiedererkennen. Doch es liegen immerhin fast 40 Jahre zwischen damals und heute.

Wir baten Prof. Spreckelsen, der von 1924 bis 1933 an der Kaiser-Karl-Schule als Musiklehrer wirkte, uns an Hand der Photographie einige Namen mitzuteilen. Hier sind sie:

Die sechs Singvögelchen in der Mitte des Bildes sind die damaligen Schülerinnen v. l. nach r. Lisa Rohde-Mielke, Armgard Kaufmann, Hildegard Lehnert-Völker, Litte Siemen-Welsch, Erika Schulz-?, Inge Lehnert.

Vom Orchester wurden folgende Musikanten wiedererkannt: Links am Harmonium Alexander Kern, davor mit der Trompete Hense aus Sude, in der 1. Reihe mit der Trommel Greunus, dann Jargstorf, Hingst, dann mit dem Cello Rückwarth, neben ihm Hallenstein. Hinter diesen in der 2. Reihe Kröger, Lübbe, Lohse und Paul Adolf Junge aus Kellinghusen. Auf der rechten Seite des Bildes mit dem Cello Gudewill, dahinter Dörwald und Baufeld, dann u. a. Gätje aus Lägerdorf. Dahinter stehend mit dem Kontra-Baß Putz (verstorben als Oberstudien-Direktor in Büsum). Das wären nach langem Suchen mit dem Vergrößerungsglas vorerst 16 erkannte der 23 Orchester-Musikanten.

Von den ca. 135 Chorsängern seien die ersten beiden oben links genannt: Adolf Schröder (Ohrenarzt verstorben) und Rudolf Nelting (Leiter des Finanzamtes in Heide). Hinter den sechs tüchtigen Schülerinnen steht am Flügel der damals jugendliche Chorleiter Otto Spreckelsen.

Gutes Spiegelbild der Schulmusik

Und nun zu dem Programm, das heute vielleicht anders zusammengestellt würde, doch immerhin ein gutes Spiegelbild von der damaligen Schulmusik an unserer Kaiser-Karl-Schule darstellt. Die unter Nr. 4 genannten Solospieler auf Cello und Klavier sind Kurt Gudewill, jetzt Professor für Musikwissenschaft an der Universität Kiel, und Eduard Reinecke (gefallen). Unter Nr. 5: zwei Flöten und Klavier werden genannt Hans Jargstorff aus Lägerdorf, jetzt Dipl.-Ing. in Oldenburg, Rolf Kröger, gefallen, und Werner Greunus, gestorben. Die Solisten mit Violine, Cello und Klavier unter Nr. 8 sind Henry Hallenstein aus Krempe (Lederwerke), jetzt in Australien tätig, und Alexander Kern, unser Kirchenmusikdirektor an der St-Laurentii-Kirche.



Schulchor/-orchester der KKS Februar 1927 in der Aula (Alexander Kern links am Harmonium)

Die Fußnote des Programms besagt, daß der Reinertrag des Konzerts zur Anschaffung von Instrumenten für das Schulorchester bestimmt sei: So ist denn auch der heute noch täglich benutzte Flügel in der Singe-Klasse der Kaiser-Karl-Schule vor rund 40 Jahren mit dem Erlös aus solchen Schulkonzerten angeschafft worden.

Aus uns vorliegenden Zeitungsberichten aus dieser Zeit seien auszugsweise ein paar Zeilen wiedergegeben. So schrieb der Nordische Kurier am 24. 2. 1927 u. a.: „Schulkonzerte bedürfen eines anderen Maßstabes als sonstige musikalische Darbietungen, denn es ist klar, nicht jeder kann ein Mozart sein. Dies festzustellen, ist auch nicht die Aufgabe derartiger Veranstaltungen. Sie sollen lediglich vor der Öffentlichkeit Zeugnis ablegen, ob hier mit Lust und Liebe Musik gelehrt und betrieben wird, auf daß das Gemüt unserer Jugend, dessen pflegliche Behandlung heute ohnehin etwas stiefmütterlich behandelt wird, nicht verkümmere.

Daß dies bei unserer Kaiser-Karl-Schule, wo Otto Sreckelsen für den Musikunterricht verantwortlich zeichnet, der Fall ist, das freudig zu konstatieren, hatten wir gestern wieder einmal Gelegenheit“ ... Und abschließend sagt der Bericht dann: „Auch die beiden letzten Chöre, das großartig vertonte Niederländische Volkslied: „Wer geht mit?“ und das Marschlied: „Die Wecktrommel“, wobei tatsächlich ein kleiner Tambour mitwirkte, waren so rechte, echte Jugendlieder, die die Hände der zahlreichen Zuhörer im Takt des Marschliedes applaudieren ließen.“

Herrlich gesungen

Abschließend sei noch ein kurzer Auszug aus der Zeitungskritik der Itzehoer Nachrichten vom 10. Dezember 1929 gegeben. Dort heißt es nach einer ausführlichen Würdigung aller Programmpunkte des 5. Schulkonzertes der Kaiser-Karl-Schule (also zwei Jahre nach dem oben beschriebenen) u. a.:

„In der letzten Abteilung bracht der Schulchor, bestehend aus 150 Schülern und Schülerinnen aus Quinta bis Oberprima einige Lieder zu Gehör. Schon oft haben wir Gelegenheit gehabt, die besondere Leistung des Schulchors der Kaiser-Karl-Schule unter Spreckelsens Leitung hervorzuheben, und mit großer Freude ließ sich wieder konstatieren, daß dieses Können immer noch auf gleicher Höhe steht. Mit vollem Recht darf behauptet werden, daß das „Wach auf“ aus den Meistersingern von Wagner selten von einem Chor so herrlich gesungen wurde, als am Sonnabend. Ein voller Publikumserfolg war „Der Jäger aus Kurpfalz“, welchem als stürmisch verlangte Zugabe „Es wollt' ein Schneider wandern“ folgte, das nicht minder gut dargebracht wurde.

Man konnte an diesem Konzert wieder feststellen, daß wirkliches musikalisches Leben an der Kaiser-Karl-Schule herrscht. Der Besuch war beide Male sehr gut. Und nun auf die Pirsch, verehrte Ehemalige der 20. Jahre! Erinnern Sie sich? Finden Sie sich wieder auf dem Foto? Wir hoffen.

Ihre RUNDSCHAU

Aber für mich persönlich hatte dieser Abend noch ein besonderes Nachspiel: In meiner Klasse saß die Tochter des Bürgermeisters Rohde neben mir auf der Schulbank. Am Morgen nach dem Schulkonzert brachte Lisa mir eine Einladung ihres Vaters, nachmittags um ½ 4 Uhr in seine Wohnung in der Breitenburger Straße zu kommen. Ich „warf“ mich also in meinen guten Anzug und war pünktlich an der Bürgermeisterwohnung. Herr Rohde begrüßte mich sehr freundlich und sagte, daß er „gestern Abend“ unser Schulkonzert besucht habe, er beglückwünsche mich zu meiner Leistung am Flügel und für „das schöne Spiel“: Es wäre großartig gewesen! Dann überreichte er mir ein schön eingewickelt Päckchen als Dank, es war umfangreich und eckig. Dann wurde ich in Gnaden entlassen.

Mit beiden Händen trug ich das Päckchen nach Haus. Als ich es auspackte, war darin ein „kleiner Berg“ von Schokolade: Tafeln, Pralinés, Marzipan usw. wohl 2–3 Pfund schwer. – Ich fühlte mich wie im Schlaraffenland – nach den Hungerjahren des Krieges und der Inflationszeit. Es war dieses „städtische“ Präsent aber meine erste „Pianistengage“, deshalb ist sie mir auch so genau im Gedächtnis geblieben. Das kam daher, daß Schokolade in unserer Familie ein ganz rarer Artikel war. Eine ganze Tafel Schokolade für alle 4 Kinder – falls ein besonderer Glücksfall sie uns bescherte – reichte dann für das einzelne Kind zu 2 dünnen Rippen, und die wurden in zeitlichem Abstand verteilt. Und nun dieser Segen! Und für mich allein! Nun konnte ich stolz verteilen an die Geschwister. Das Geschenk war geradezu überwältigend für mich. Nie war ich bisher auf die Idee gekommen, daß man „Klavierspielen“ belohnen könne – man spielte eben und „Musik machen“ trug seinen Lohn in sich! –

In späteren Schulkonzerten spielte ich dann noch Schubert, Bach und Beethoven. –

Itzehoe – Freudenthal, Herbst 1927. Von links nach rechts: Elisabeth Kummer, Carl-Johann Oberberg, Balke, Gerda Frahm, Kurt Bielenberg, Elisabeth Kern, Peter Dammann, Hennig Voß, Elfriede Gens, Alexander Kern



Wie schon oben erwähnt, wurde ich im März 1927 konfirmiert von Pastor Klein.

Durch das Schulkonzert waren viele alte und neue Bekannte auf mich aufmerksam geworden; und da 1927 das Beethoven-Jubiläumsjahr war, schenkte man mir massenhaft Klaviernoten, Klassiker in schönen Neuausgaben aus der Edition Peters. Die Gesamtausgabe der Beethoven-Sonaten (3 Bände!) in Ganzleinen bekam ich 3x, konnte also die überzähligen Bände umtauschen. Bach: Wohltemperiertes Klavier in schönem grünem Leineneinband; Schubert: Impromptus; Grieg: Lyrische Stücke = eine Fülle schöner Ausgaben: ein Stamm-Schatz an klassischer Klaviermusik für mein ganzes Leben – so dachte ich. Er war es auch – bis 1945, dann mußten die Bände russisch und polnisch lernen, was ihren Wert kaum minderte, wenn sie nicht sogar in Lauenburg/Pommern verbrannt wurden. –

Die Kindersinfonie von Haydn (eigentlich: Leopold Mozart)

Im Herbst 1927 gab es in Freudenthal, in beiden Sälen, ein Fest des Vaterländischen Frauenvereins, dessen 1. Vorsitzende meine Großmutter, Frau Pastorin Elisabeth Flemming, war, zusammen mit dem Evangelischen Frauenbund und dem Luisenbund.

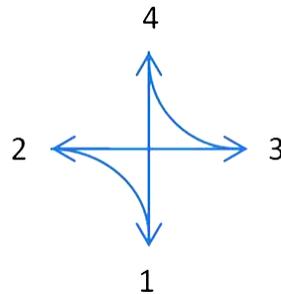
Als besondere „Attraktion“ hatte man für diese offizielle Sammelaktion für einen „guten Zweck“ die Kindersinfonie von Joseph Haydn ausgewählt. (Nach neueren Forschungen ist sie aber von Leopold Mozart komponiert). Sie wurde dargestellt von 10 Kindern der Stadt: meistens Klavier- oder Violin-Schülern der Privatmusiklehrer. Das Einüben der Musik hatte Frau Kummer übernommen, eine ihrer fortgeschrittenen Schülerinnen spielte (statt des Orchesters) den Klavierauszug. An Kinderinstrumente erklangen: Trommel, Trompete, Knarre, Triangel, Kuckucksflöte, Nachtigallenschlag, Waldflöte und anderes.



Leopold Mozart, Kindersinfonie

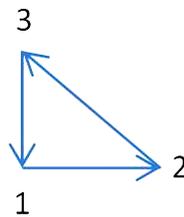
Um diese Aufführung auch optisch dekorativ zu gestalten, besorgte man von der Hamburger Oper leihweise echte Kostüme aus der Mozart-Haydn-Zeit, in hellfarbigem Samt, dazu weiße Perücken, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe.

Ganz rechts außen stehe ich und „dirigiere“ (siehe Foto). Dazu mußte ich tüchtig üben und lernen, wie man 4/4-Takt und 3/4-Takt schlägt, das war ganz neu für mich und machte Spaß; das Verfolgen in der Partitur und Instrumente war schon schwierig es klappte dann gut: Bei der Ganze wiederholen. Von dem Zwecke“ ein Foto in Postdem ich ganz außen rechts stehe. Musizieren in der Mitte und die um mich herum. –



das „Einsätze geben“ für die riger. Aber wir übten eifrig und Aufführung mußten wir das Tag wurde für „Propagandakartengröße angefertigt, auf Natürlich stand ich beim „Instrumentalisten“ im Halbkreis

Nach meiner Konfirmation trat ich bei, eine anregende Gemeinschaft, mandenunterricht zu ergänzen viel Gewinn davon und habe 3mal Kirchdörfern um Husum: jeden „Bach“ bei der Abendandacht in Leiter des BK war Studienrat Lyceums, der als Kriegsfreiwilliger im 1. Weltkrieg ein Bein verloren hatte und dem wir Schüler das abnahmen, was er aus seinem Erleben des christlichen Glaubens uns nahebrachte. –



dem BK = Schüler-Bibelkreis die das Ziel hatte, den Konfirbezw. weiterzuführen. Ich hatte Freizeiten des BK mitgemacht, in Abend musizierten wir zu dreien den Dorfkirchen. Der Itzehoer Vanselow, später Direktor des

Das BK-Liederbuch (von 1928) steht auch in meiner Gesangbuchsammlung.

20. Unterhaltungskapelle Urban 1926–1928

Pfingstsonntagmorgen im Kaffeegarten der „Breitenburger Fähre“ an der Stör.

In den Jahren 1925–28 hatte ich Geigenunterricht bei Herrn Max Urban, einem ehemaligen Konzertmeister, den der 1. Weltkrieg nach Norddeutschland verschlagen hatte. Er lebte als Privatmusiklehrer (Violine, Viola) in Itzehoe und war bis zum Ende der zwanziger Jahre Leiter des Kino-Orchesters im „Burgtheater“ in der Feldschmiede.

Als Geigenschüler war ich bei Max Urban kein großes Licht, höchsten Durchschnitt; ich übte auch nicht genug und deswegen waren meine Fortschritte bescheiden. Nebenbei gesagt: Violin-Anfangsunterricht ist ein Greuel, nicht nur für den Lernenden, sondern noch mehr für die ganze restliche Familie. Auf den Tasteninstrumenten gibt es immer nur einen Tonschritt



von „e“ bis „f“. Auf der D-Saite der Violine aber kann man zwischen „f“ und „fis“ ca. 4–5 Zwischentöne greifen, von denen aber nur einer, der saubere, der richtige ist. –

Als Klavierspieler gefiel ich Herrn Urban recht gut, und darum holte er mich des öfteren zu Vertretungen. Pfingsten 1926 zum Frühkonzert im Garten des Gasthauses „Breitenburger Fähre“ fehlte ihm ein Klavierspieler. Die Violine spielte er selbst, das Cello spielte ein sehr guter Musiker, ein Angestellter des Finanzamtes, Josef Dziuba, der in Österreich beheimatet war und irgendwie mit böhmischen Musikanten verwandt war: ein ausgezeichnete Musiker! Dziuba wirkte mit seinem klangvollen Instrument auch oft in Kirchenmusiken von Organist Dibbern mit; daher kannten wir uns.

Der 3. Musiker (Klavier) sollte Franz Patzelt sein. Aber „Franz“ war seit einigen Tage vor Pfingsten „unpäßlich“, gerade herausgesagt = er soff, und er kam aus dem „Schumm“ tagelang nicht heraus. O, diese Musiker! Skat spielen konnte er fabelhaft, auch wenn er schon „blau“ war. Er starb dann auch eines Tages beim Skat, als er gerade einen „Grand mit Vieren“ hatte.

Für den also sollte ich einspringen, Pfingsten, morgens um 7³⁰ Uhr! Mit meinem Fahrrad war ich pünktlich in der Fähre (4 km); man hatte das Klavier in den Garten hinausgeschoben, vor die Rückwand der Kegelbahn. Zum Glück war schönstes Sommer-Sonnenwetter an diesem Tage. In den Nischen der Laubhecken des großen Gartens war für viele frühe Gäste gedeckt. Auf den Wegen des Breitenburger Waldes war man von Itzehoe-Eichtal über die Amönehöhe zur „Fähre“ an der Stör spaziert und langte nun hungrig und durstig im Kaffeegarten an.

Ich saß – ein kleiner Junge in kurzen Hosen – am Klavier. Vor mir die beiden altroutinierten Berufsmusiker. Wir spielten typische Unterhaltungsmusik wie: Overtüre zu „Dichter und Bauer“ von Suppé, „Rosamunde“ von Schubert, „Serenade“ von Toselli (ein um 1910 sehr beliebtes Stück, so schön schmalzig, ging dem Hörer ein wie Honig!), Strauß-Walzer, Militärmärsche usw. Ich mußte auf dem Klavier schon recht kräftig „Ton“ geben, da wir im



In der „Hebbelburg“ befand sich das Burg-Theater

Freien spielten – gegen die lebhaftere Unterhaltung der Kaffee-Gäste, aber ich hämmerte meinen Part sauber herunter. Ab und zu spendeten Gäste „Freibier“ für die „Musik“, ich aber ließ mir Kaffee geben.

Mit dem Wirt der „Fähre“ bestand bei mir schon lange gute Bekanntschaft; ich fuhr in der Woche nachmittags öfter mal dorthin mit dem Rad über die Breitenburger Chaussee. Es gab da zwei ansehnswerte Wirtstöchter: „Lilly“ und „Bigge“, die mich zum Improvisieren aufforderten. Ihr Vater, der Gastwirt Nagel, und die anwesenden Gäste in der gemütlichen Gaststube freuten sich, wenn ich „Wunschkonzert“ machte. –

Einmal habe ich (1929 oder 1930) sogar noch im Kino „Burgtheater“ in der „Kapelle Urban“ mitgespielt als „stellvertretender Pianist“. Ich ging immer schon gern ins Kino (Andys³³ Erbfolge ist dadurch sonnenklar). Die Kino-Begleitmusik wurde damals – zur Zeit des Stummfilms – von einer Live-Kapelle geliefert, die folgende Instrumente umfaßte: 1. Violine,

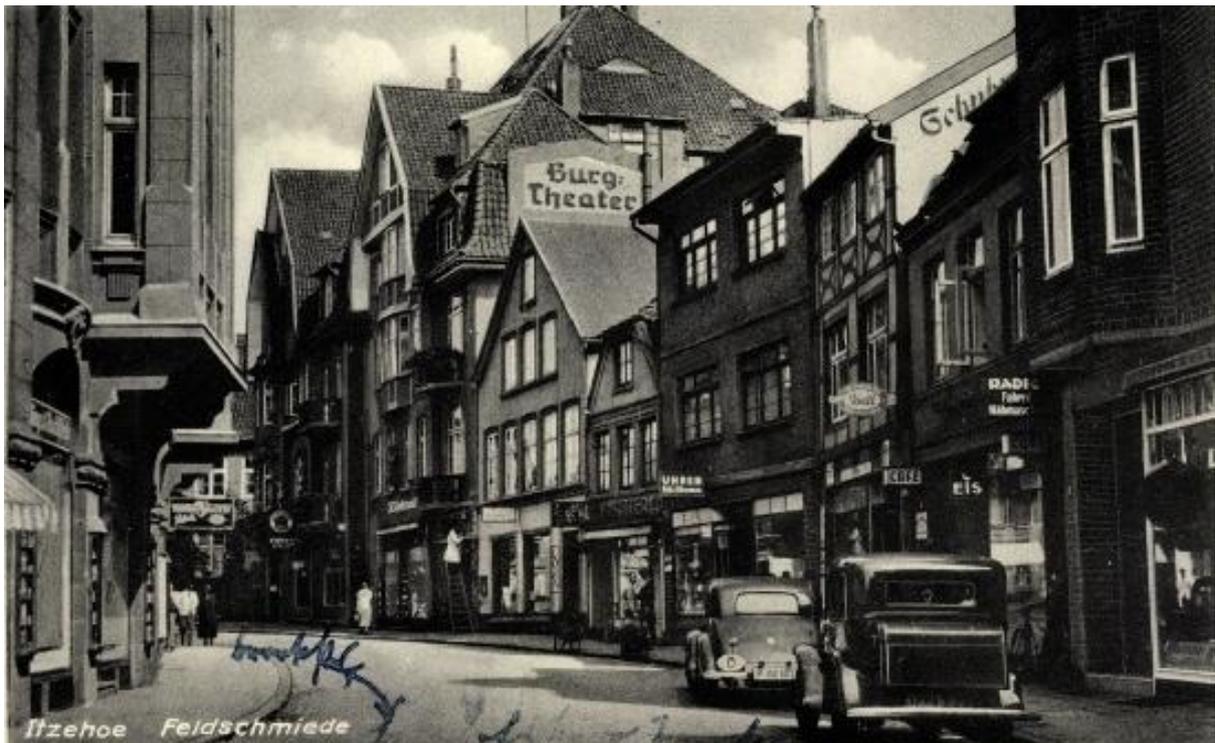
³³ Alexander Kerns Sohn Andreas

2. Violine, Viola, Cello, Contra-Baß, Klavier, Harmonium. Aber die Streicher spielten alle mindestens noch ein Blasinstrument; es kam also noch dazu: Flöte, Klarinette, Posaune, Trompete, und Schlagzeug: so wechselte die Besetzung oft innerhalb der Kompositionen.

Je nach dem Charakter des Filmstreifens spielte man: Marschmusik, Opernmusik, sentimentale Salonmusik oder Trauermusik, Tanzmusik. Bei „lyrischen“ Vorgängen im Film erklang manchmal die „Träumerei“ von Schumann, das „Largo“ von Händel oder „Solveigs Lied“ von Grieg, der „Hochzeits-Marsch“ von Mendelssohn und der Trauermarsch von Chopin – für jede Szene etwas! –

Ich saß im Kino immer ziemlich weit vorne. Eines Nachmittags sollte die Filmvorstellung eigentlich schon angefangen haben, da bemerkte ich eine Unruhe im „Orchestergraben“, unter der großen Leinwand; eifriges Geflüster der Musiker: der Klavierspieler, Herr Patzelt, der Alkoholfreund (siehe oben), fehlte! Da entdeckte Herr Urban mich im Zuschauerraum und hatte die „erleuchtete Idee“, mich schnell zu engagieren. Er kam an meinen Platz und fragte mich, ob ich einspringen wolle. Ich fragte: „Was wird gespielt?“ Urban: „Mit ‚Alte Kameraden‘ fangen wir an.“

Ich setzte mich ans Klavier, der Film lief an; auf der Leinwand fand ein großer Militäraufmarsch statt. Herr Urban zählte leise: „3 – 4“ und wir donnerten los: „Alte Kameraden“, diesen genial erfundenen Marsch, für den der Komponist Teike, ein Stettiner



Militärmusiker – so geht die Sage – ganze 50,- Reichsmark als Honorar bekommen haben soll. Die Soldaten auf der Leinwand über uns freuten sich sichtlich über diese zackige musikalische Untermalung und warfen ihre Beine nochmal so schneidig durch die Gegend.

Nach 20 Minuten kam Franz Patzelt angeschlichen, etwas unsicher auf den Beinen, sonst aber leidlich erhalten – und dann, wie man hörte, verwendungsfähig. Ich hatte ihm schnell am Klavier Platz gemacht und sah den Film nun weiter als gewöhnlicher Kinobesucher. Ich kann also sagen, daß ich einer der sicher nicht mehr zahlreichen Musiker bin, die noch zur Stummfilmzeit die untermalende Stimmungsmusik mitgespielt haben. –

21. Tanzstunde bei Oberbergs – Wenzel Hablik

Um 1928 faßte der Direktor der Westbank in Itzehoe, Oberberg, der sich in der Schillerstraße in Sude eine große Villa mit schönem Blumengarten erbaut hatte, den Entschluß, seinen



**Direktor Arthur
Oberberg und Sohn
Carl-Johann**

beiden halbwüchsigen Kindern, Carl-Johann und Anneliese, Tanzstunde geben zu lassen. Damit aber die beiden nicht allein herumzuhopsen brauchten, suchte der Vater in der Nachbarschaft nach gleichaltrigen Kindern. Die Schillerstraße stieß an die Lessingstraße, in der wir wohnten. Es kamen so an zwanzig Jungs und Mädchen zusammen, die im Jahr 1928/29 am Mittwoch-Nachmittag von 16 bis 18 Uhr im Hause Oberberg zusammen tanzten. An einige Namen erinnere ich mich noch: Neben den beiden Oberberg-Kindern waren da Ruth und Frauke Stein (Enkelinnen von Tapeten-Soetje), Sybille und Susanne Hablik (Töchter des Kunstmalers Wenzel Hablik), Elisabeth Kummer, meine Schwester Elisabeth und ich, Lotte Siemens (Tochter von Ingenieur Siemens), Christl Detlevsen, Lucy Mähl, 3 Köring-Jungs, Helmut Weber und andere.



Für uns Kinder tat sich das saalartige Eßzimmer der Villa Oberberg auf, dessen schöner Parkettfußboden für die Tanzübungsstunden prächtig geeignet war. Der Tanzlehrer Pabst kam von Elmshorn herüber, am Klavier begleitete ein Angestellter, Westfal.

Am Beginn des Tanzkurses, vor der 1. Stunde, zogen „Leusch“ (meine Schwester) und ich: sauber, bescheiden gekleidet und frisch gekämmt zur Schillerstraße, beide neugierig, was da wohl kommen würde. Das erste, was Mutter mir aufgetragen hatte, war, daß ich meine Schwester hinter mir herzog und auf die Frau des Hauses, auf Frau Bankdirektor, zuing, die mich schon vom öffentlichen Klavierspielen kannte. Mit einer Verbeugung, die ich aber schon vor der Tanzstunde gelernt hatte, grüßte ich Frau Oberberg und dankte ihr dafür, daß wir beide an dem Tanzkurs teilnehmen dürften, und schloß mit einem Gruß von meiner Mutter. Diese Begrüßung wurde sichtlich gut aufgenommen, vielleicht auch, weil wohl nicht jedes der Kinder dieser Schar von zu Hause so einschlägig instruiert worden war. Die kleine Elisabeth Kummer zum Beispiel stand drei Schritte von uns entfernt und starrte mit offenem Mund die Gastgeberin an, ohne ein Wort zu finden. –

Bald war die Zahl der Kinder (und Pärchen) auf dem Parkett vollzählig, und der Herr Tanzlehrer



**Alexanders Schwester Elisabeth
(„Leusch“)** 79

aus Elmshorn begann uns zu instruieren im „Tanz“ und im „Benehmen“ bzw. im „Anstand“.

Wir lernten: wie man sich auf dem Tanzboden bewegt, wie man, seine „Dame“ an ihrem Sitzplatz durch eine Verbeugung und Frage zum Tanz auffordert, wie man (bei Bejahung) die Hand reicht und sie zur Tanzfläche führt, wie man „behutsam“ der Dame die linke Hand auf das Schulterblatt legt und dann versucht, sie gut und sicher durch den Saal während des Tanzes zu führen. (Also ganz altes, historisches Zeremoniell vom Ende des 19. Jahrhunderts.) Die Jungs grinsten, die Mädchen wurden rot. –

Nach Schluß des Tanzes versucht man durch Applaus zu verlängern. Gelingt das nicht, bringt man die Dame wieder an ihren Platz. Man bewegt sich überhaupt immer „gesittet“ und „vornehm“; man „schreitet“ gemessen und tobt nicht laufend über das Parkett. Meine Güte, was mußte man da alles lernen! Ein Junge hinter mir sagte halblaut: „– ritterlich den Damen gegenüber wie im Mittelalter!“

Nun zu den verschiedenen Tanzformen: Da war zunächst die Polonaise (Schreiten!), dann Polka, Rheinländer, One-Step, Foxtrott, English Waltz und zuletzt, als schwerste Tanzform, der Walzer (à la Strauß). Und woran erkennt man, welche der Tanzformen gerade von der Musik gespielt wird, wann $\frac{3}{4}$ -, $\frac{2}{4}$ - oder $\frac{4}{4}$ -Takt? Was tanzt man, wenn ein Marsch gespielt wird?



**Wenzel Hablik
(1888–1934)**

Rang stand wie ein Mädchen aus fremder Familie: das war doch was andres, irgendwie!

Eine sehr willkommene Abwechslung bot die Pause nach einer Stunde des Lernens. Der Übungsnachmittag dauerte immer von 16–18 Uhr. Um 17h gab es jede Menge Fruchtsaft in großen Gläsern und Kekse. Alles strömte zum Buffet, wo jeder reichlich bedient wurde. Man war nicht kleinlich bei Oberbergs.

(Ich kannte zwar vorher schon Tanzformen: aus den Suiten Johann Sebastian Bachs, zum Beispiel Allemande, Courante, Sarabande und Gigue, Gavotte und Menuett; aber die waren vor 200 Jahren üblich!)

Ganz pflichteifrige Tanzschüler holten ihre „Dame“ an ihrer Wohnung ab und wanderten mit ihr zur Schillerstraße; dies hatte seine Vorzüge. Nach Ende des Tanzvergnügens: dasselbe zurück. Es war allerlei zu bedenken, aber mit dem ständigen Üben kam die Sicherheit. Meiner Schwester und mir fiel es nicht schwer, uns gewandt nach Musik rhythmisch zu bewegen, das machten wir – von Haus aus – gut und richtig.

Wir Jungs wußten natürlich, daß die eigene Schwester als „Dame“ nicht so hoch im



Kristallbauten (1903)

Brandung nach Sturm



Als wir ein paar Wochen brav die Tanzformen gelernt und die Anstandsregeln befolgt hatten, konnte ich mir auch die Umgebung, das heißt die Ausstattung des Saales genauer betrachten. Es gab das etwas ganz Besonderes: an drei der sehr breiten Wandflächen hingen große, auf Holz aufgezugene Ölbilder. Es waren Bilder, die mir zeichnerisch und farblich auf-

fielen, Bilder, die mich anzogen, die mir alsbald gefielen, gut gefielen sogar. Ich hörte, daß diese großen Wandgemälde von dem Vater der beiden Mädchen Sybille und Susanne, dem Kunstmaler Wenzel Hablik, stammten.

Es gab da zwei Arten von Motiven: einmal eigenartige, glasklare, irgendwie farblich ganz eigenwillige Gebirgslandschaften, die beinahe den Saal sprengten, zum mindesten die Wände auseinanderzogen, sich nach links und rechts, nach draußen öffneten. Und es gab eine zweite Art: eine Meereswelle, in dem Moment festgehalten, in dem sich die Brandungswelle auf ihrem höchsten Punkt befindet, ehe sie wild schäumend am Strand ausläuft; es war also eine Sekunde der Wellenbewegung festgehalten. Die große Welle war wie eine Muschel geformt und der Himmel dahinter war dunkelblau. Das kannte ich schon! So hatte ich die Brandung am Sylter Strand gesehen, erlebt. –



Halbe Ebbe, Ostwind

Hier ein paar Daten aus dem Leben des Itzehoer Malers Wenzel Hablik: Geboren 1881 in Brüx bei Prag als Sohn eines Tischlermeisters, stand er schon mit 8 Jahren als Lehrling in der Werkstatt. Entbehrensreiche Jugendjahre. Jahrelang auf Wanderschaft als Maler, Tonplastiker, Innenarchitekt. Kam bis in den hohen Norden nach Sylt. Dort fand er um 1905 in dem Holzfabrikanten Biel aus Itzehoe einen Mäzen, der ihn weitestgehend unterstützte. Eigenes Atelier in Itzehoe. Noch vor dem 1. Weltkrieg erste Aufträge für Innenausstattung: Wohnung Biel, Central-Hotel, Coriansberg, Amtsräume im Rathaus. Viele neue Ideen in den lebhaftesten Farben. Im 1. Weltkrieg bei der Küstenwache auf der Insel Sylt, viele Meerbilder. In Meldorf lernt er die Webmeisterin Elisabeth Lindemann kennen, von der Webschule dort; erkennt sie als „Gleichgesinnte“. Heirat 1917. Frau Elisabeth Hablik-Lindemann verlegt ihre Weberei von Meldorf nach Itzehoe, Viktoriastraße – Haus Rehder. Sie hat große Erfolge mit ihren Webarbeiten auf Messen und Ausstellungen. Später – nach künstlerischen und pekuniären Erfolgen – bauen sie sich eine Villa in der Talstraße ganz nach seinem Gusto, sehr eigenwillig. Neben seinen großformatigen Ölgemälden schuf Hablik

exzellente, brillante Zeichnungen zu Hunderten. Ein Hauptmotiv seiner Bilder ist der „Bergkristall“, das in vielen Varianten, vor allem auf Gebirgslandschaften, Schlössern, über Seen und in der Sahara auftritt.

Daneben stehen seine Darstellung des Meeres, der Wellen, der Brandung, der



Flut, des weiten Strandes der Nordseeinseln.

An ein Bild, außerhalb dieser beiden Hauptmotive, erinnere ich mich noch lebhaft. Hablik nannte es „Feuer“. Nach dem 2. Weltkrieg hing es an der Stirnwand der KKS-Aula. Bevor dieses große – alles beherrschende – Bild dort aufgehängt wurde, verschwand die Galerie preussischer Herrscher (von 1680–1918) in der fünffachen Glas-

Hablik-Villa in der Itzehoer Talstraße (Foto: Nightflyer)

fensteraufmachung, die ich auf der Seite 56 geschildert habe (Bild Seite 72). Ich habe in den 50ger und 60ger Jahren dann mehrfach vor Habliks „Feuer“-Bild gestanden und war



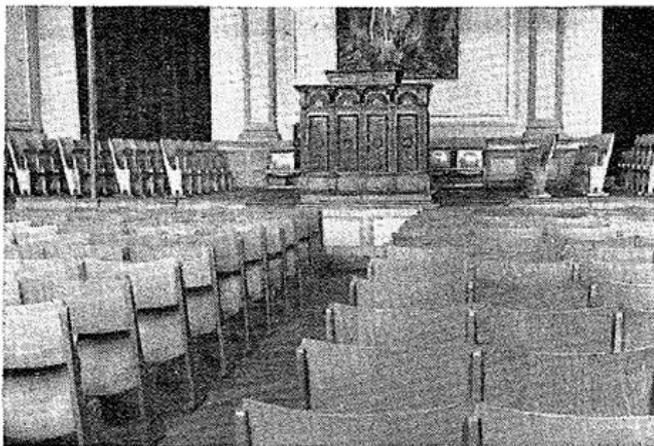
Meereszauber (1917)

jedesmal fasziniert von dem glutenden Leben in den emporlodernden grau-grün-violett-rot-gelben Flammenbündeln.

Hablik war ein „Allround“-Künstler und ein Zeichengenie! Als ich mit 16 Jahren zum erstenmal Bilder von ihm sah, konnte ich natürlich die Bedeutung und den künstlerischen Wert dieser Arbeiten, dieses Malers kaum ermessen. Aber sie gefielen mir vom ersten Sehen an. Zu seinen Meeres-Brandungsbildern hatte ich einen unmittelbaren Zugang durch meine Anschauung der Wellen am Strand von Sylt 1922.

Ich fühlte mich diesen Bildern besonders verbunden durch die Bewunderung des Malers zur Welt der Nordseeinseln, des ewig bewegten Meeres und des unendlichen Himmels darüber, die aus ihnen sprach.

Ferdinant Arenarius (1856–1923), der Kunstgeschichtler und Philosoph, der Herausgeber der Zeitschrift „Der Kunstwart“ ab 1887, der auf dem Friedhof von Kampen a/Sylt begraben liegt, spricht von dem „Urwüchsigen und Naturhaften“, von dem „Großen und Einfachen“. Er fand es in den



Hablik-Lindemann, bin ich bis zu ihrem Tode 1960 häufig zusammengekommen durch den Vorstand des Itzehoer Kulturringes.

Feuer (1913).

Das riesige Gemälde hing bis 1957 an der Stirnwand der KKS-Aula (erkennbar auf dem Foto links)

beiden „gewaltigen Landschaften des Hochgebirges und des Meeres“. –

Ich glaube, daß die Bilder des Malers Wenzel Hablik etwas Ähnliches aussagen.

Er starb 1934 in Itzehoe nach einer Augenoperation. Mit seiner Frau, Elisabeth



22. Klassenfahrt der Uirg in den Harz, 21. – 28. Mai 1929

Um die nötigen Gelder zusammenzubringen, veranstaltete die Unterprima rg im Frühjahr 1929 ein Klassenfest mit Theateraufführung. Wir machten auch vorher eifrig Propaganda für „den guten Zweck“ und schickten Postkarten an Leute, die wir „interessieren“ wollten. Die Postkarte dafür hatte ich gezeichnet und in Linoleum geschnitten im Zeichenunterricht bei Albert Kaufmann. So konnte wir am 21. Mai „genügend pekuniär gepolstert“ auf die Reise gehen.

Es fand sich noch ein Reisebericht in den „Itzehoer Nachrichten“, so um den 30. Mai, von dem ich nur eine Fotocopie machte. Hier ist er:

Harzfahrt der Unterprima Rg. der Itzehoer Kaiser-Karl-Schule 21. bis 28. Mai.

Nie erwacht die Liebe zur Natur mit solch elementarer Gewalt in uns, und zu keiner Zeit sind wir so aufnahmefähig und begeisterungsfroh, wie in diesen Frühlingstagen. Mit unwiderstehlichem, verführerischem Zauber treibt es uns hinaus aus den Mauern der Stadt. So fröhlichen Herzens unternahm auch die Unterprima Rg. der Kaiser-Karl-Schule ihre Wanderung, deren Zweck war, den schönen Harz kennen zu lernen.

Um frei zu sein von allen Bahnzeiten, fuhren wir in einem Omnibus. Nach halbstündigem Warten war schließlich alles an Bord und der Abfahrt stand nichts mehr im Wege. Ohne gefährliche Panne kamen wir bis nach Hamburg. Hier mußte es sich nur eine schottische Karre gefallen lassen, daß sie von unserm Wagen etwas unsanft auf den Bürgersteig geschoben wurde. Im übrigen ging alles gut. Heil und gesund kamen wir aus Hamburg heraus, der Lüneburger Heide entgegen. Sobald wir über Celle hinaus waren, änderte sich das Landschaftsbild vollkommen. In



Unterwegs im Omnibus Marke Hansa-Lloyd

buntem Wechsel folgten sich jetzt Täler und Höhen. Es liegt in der Gegend nicht mehr der gleichatmige Rhythmus unserer Heimat, alles scheint in sprudelnder Bewegung, wie Wellen eines Sees. In Goslar endlich tritt man in den Harz ein.

Für Mittwoch war zunächst die Besichtigung der alten Lieblingsresidenz der sächsischen und namentlich der salischen Kaiser vorgesehen. So waren wir an

diesem Morgen schon früh auf den Beinen. Die Menschen in Mitteldeutschland sind viel zugänglicher und lebensfrischer, als in unserer Heimat. Dies leichtere Temperament findet auch in den Häusern seinen Niederschlag. Der zierliche Fachwerkbau, der immer wieder neue Formen erlaubt, gibt dem Straßenbild ein lebendiges und frisches Aussehen. Nach einem kleinen Rundgang durch die Stadt sahen wir uns das Rathaus an, in dessen Huldigungssaal alte Urkunden noch aus der Ottonischen Zeit und eine der schönsten Bibeln ausliegen. – Das Eindrucksvollste, was wir in Goslar fanden, war das Kaiserhaus (im



12. Jahrhundert von Heinrich 3. erbaut). Unwillkürlich stoppte die Unterhaltung, als wir den großen Reichssaal betraten. Hier redete eine Zeit glanzvoller deutscher Geschichte eine mächtige Sprache. Das gewaltige Tonnengewölbe mit den deutschen Wappen und den historischen Wandgemälden beschwor die kampfbolle große Periode der Heinriche vor uns herauf. Heiliges hehres Vaterlandsgefühl brannte in unseren Herzen. – –

Nach der Besichtigung einer Papierfabrik in Ocker folgte eine herrliche Wanderung das Ockertal hinauf bis zum Romkerhaller Wasserfall. Und schon am Nachmittag

langten wir in Harzburg an, wo unsere Wirtsleute der D.J.H. uns bereits eine nahrhafte Erbsensuppe gekocht hatten. Sie mundete vor allem einem der Primaner, der 7 ganze Teller voll ohne große Mühe vertilgen konnte. Unsere Wirte waren baff über diesen Appetit eines Holsteiner Jungen.

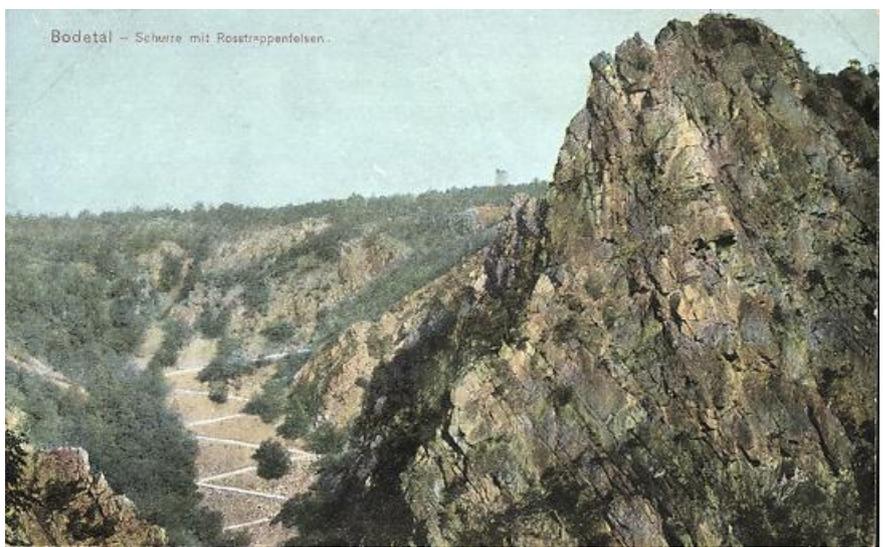
Da das Wetter ausgezeichnet war, beschlossen wir, im Mondschein den Brocken zu besteigen. Bis zum Torfhaus ließen wir uns fahren. Von dort brachen wir um ½ 24 auf. Durch tiefen Tann ging es allmählich bergan. Der Mond



flimmerte durch die Bäume und warf gespenstische Schatten. Die Nacht war kühl und ruhig. Leise hörte man das Plätschern eines entfernten Bergbaches. Vereinzelt umschwirrten uns Nachtschwärmer, ab und zu erscholl ein Eulenruf. – Der Berg begann steiler zu werden. Von Stein zu Stein springend arbeiteten wir uns hinauf. Einen kurzen Augenblick verschnaudten wir uns noch bei der Goethestation, dann galt es den letzten Bergesteil zu erklimmen. Endlich, die ganze Tour mag 2 bis 3 Stunden gedauert haben, kamen wir oben an. Ehrfürchtig schwiegen wir vor dem Naturschauspiel, das sich uns darbot. Leicht wallte der Nebel in den Tälern, nur die Bergesspitzen ragten hervor. Am sternschimmernden Firmament stand der Vollmond

und warf sein silbernes Licht hernieder. – Nach einigem Schweigen gingen wir ins Hotel, um den Sonnenaufgang zu erwarten. Jeder machte es sich auf seine Weise bequem. Es mochte 4 Uhr sein, da ertönte der Schreckensruf: Es gibt keinen Sonnenaufgang! Und in der Tat, der Brocken hatte uns einen Streich gespielt und war benebelt. Bis 11 Uhr warteten wir, aber vergebens. Darauf machten wir uns auf den Abstieg. An den Schneelöchern entlang wanderten wir mit viel Gesang das wunderschöne Ilsetal hinab bis nach Ilsenburg selbst, unserm Nachtquartier.

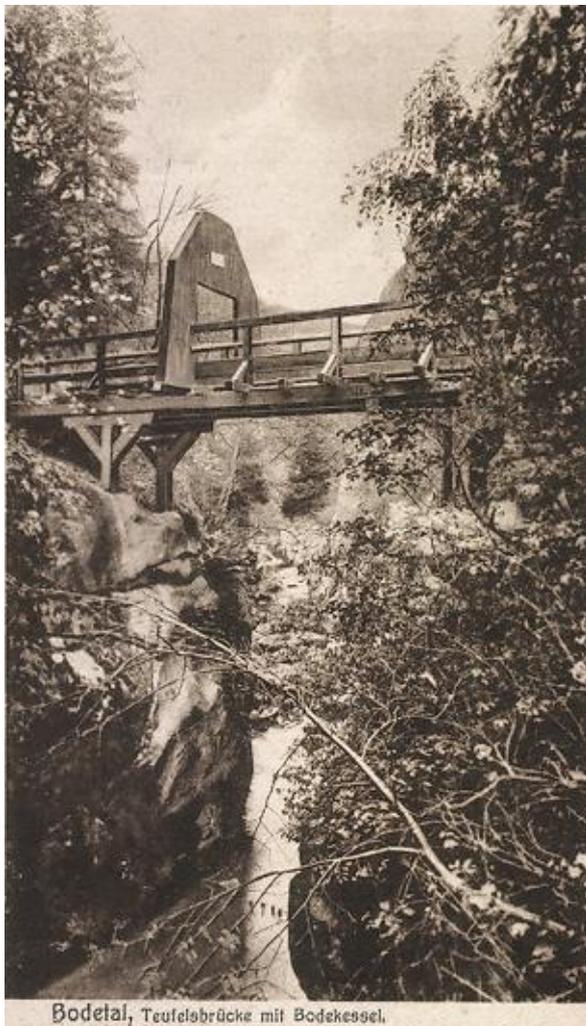
Daß wir Freitag allesamt einen kleinen Weinkater hatten, focht uns wenig an. Mit Vergnügen lenkten wir unser Auto weiter nach Wernigerode. Leider konnten wir uns



von dem hübschen Städtchen nur das Rathaus ansehen. Bald fuhren wir nach Rübeland, um dort die Baumannshöhle, eine sehr berühmte Tropfsteinhöhle kennen zu lernen. Die eigenartigen Naturgebilde, wie z. B. die Altarkerbe, der Türkensäbel und der Gutshof gewannen unser größtes Interesse. Nicht minder die zahlreichen Knochenfunde von Höhlentieren. Feuerreste zeugten davon, daß hier vor undenklichen Zeiten Menschen gehaust haben mußten.

Von Blankenburg aus kletterten wir auf die Burg Regenstein, auf der bekanntlich seit hundert Jahren zum ersten Mal wieder eine Trauung stattfand. Auf dieser Burg lebte ein anderer Abschnitt aus der deutschen Geschichte vor uns auf, die Zeit der Raubritter. Die Burg ist eine merkwürdige natürliche Befestigung im Mittelalter gewesen. Ohne viel Mühe sind die Räume in die Felsen des Bergkegels hineingeschlagen. Ein tiefes Verließ ist noch sehr gut erhalten; dort aufbewahrte Menschenknochen gaben uns starken Eindruck von der damaligen, grauenvollen Zeit.

Rasch glitten jetzt Täler und Höhen an uns vorbei. Bald waren wir beim sogenannten Waldkater. Von hier aus drangen wir in das Bodetal ein. Talaufwärts steigert sich die Großartigkeit der Gebirgslandschaft. Durch Verwitterung sind zahlreiche Granitzacken aus ihrer Umgebung herausgearbeitet. – Auf unserem Rückweg kraxelten wir die Schurre hinauf. War's nun die glühende Sonne, die unsern Gang beschleunigte, oder unser Ehrgeiz, kurz, wir, als



Leute vom platten Lande, bezwangen in fünfzehn Minuten die Roßtrappe. Von diesem kolossalen Granitblock hat man einen herzerfrischenden Blick nach beiden Seiten hin des verschlungenen Bodetals. Unser nächstes Ziel war Heimkehle. Hier sahen wir eine der größten Gipshöhlen Deutschlands. Da waren nicht so die zierlichen Gebilde, wie in der Tropfsteinhöhle, sondern alles war viel mächtiger geformt. Massive Steinblöcke lagen, in früheren Zeiten von einem reißenden Höhlenbach aufeinander getürmt. In einer weiten Halle, in deren Mitte ein klarer

Höhlensee lag, stellten wir uns auf und sangen begeistert unser Heimatlied „Schleswig-Holstein meerumschlungen ...“

Ziel unserer Wanderung am Sonnabend war der Kyffhäuser. Im schönsten Sommerwetter marschierten wir zwei Stunden lang durch grüne Buchenhaine. Dann stand das gewaltige Denkmal vor uns. In majestätischer Ruhe sitzt

der alte Barbarossa und wühlt in seinem Bart. Ernst sinnend blickt er vor sich hin. Es scheint, als ob er mit Ungeduld darauf warte, daß die Deutschen ihn zum endgültigen

Kampf um des Deutschen Reiches Herrlichkeit riefen. Weiter oben reitet Wilhelm 1. auf edlem Roß; ihm zu Füßen ruht ein germanisches Ehepaar, das ihn siegesleuchtend anblickt. Das ganze Denkmal schließt mit einer Krone ab. – Nahe beim Kyffhäuser steht noch die alte Ruine der „Rothenburg“, von der man einen einzigartigen Blick auf die Ebene hat zwischen Harz und der thüringischen Landschaft. Bald wird das Auge durch den Anblick zackiger Felsen gefesselt, bald angelockt von allerliebsten Talwindungen, in die sich kleine Städtchen sanft einschmiegt haben.

Am selben Tage waren wir noch in Walkenried, das seinen Namen von dem alten Cisterzienser Kloster hat. Dies wurde in den Bauernkriegen 1525 zerstört. Von der gotischen, aus Sandstein erbauten Kirche bestehen noch ein Portal und Teile der Umfassungsmauern.

Der Kreuzgang mit den anstoßenden Räumlichkeiten ist wenig vom Zahn der Zeit angenagt. Vom Kreuzgang hat man nur Ausblick auf den Klostergarten; dadurch kommt die Abgeschlossenheit von der Außenwelt recht zum Ausdruck. – Bei wundervollem Abendwetter fu-

hren wir durch die wahrhaft schönen Täler bei Bad Sachsa nach Lauterberg zur D.J.H. – Lauterberg ist nun ja ein sehr besuchtes Bad; da konnte ein echter Primaner es natürlich nicht unterlassen, abends noch auf den Bummel zu gehen. Nicht wenige verbachten einen feuchtfröhlichen Abend, der allerdings manchem nicht gut bekommen sein soll. Doch waren Sonntag keine Spuren mehr von Nachtabenteuern in einem mondänen Bad zu merken. Mit fröhlichem Gesang weckten wir schon früh die Lauterberger Kurgäste aus den Betten bei unserer Durchfahrt. Zu Mittag langten wir in Seesen an. Hier hatte schon der Itzehoer Herr Bürgermeister, der hier früher im Amt war,





Kloster
Walkenried
im Harz

Kreuzgang

vorgesorgt. Wir alle bekamen Privatquartier bei den überaus freundlichen Seesener Bürgern. Nachmittags machten wir einen Spaziergang auf die „Hauschildburg“, alte Residenz Heinrichs des Löwen. Nur spärliche Ueberreste zeugen von ihrem einstigen Bestehen, sie wurde ebenfalls in den Raubritterzeiten zerstört. – Die Seesener Primaner waren nicht da, so fürchteten wir schon, der geplante „Bunte Abend“ würde ins Wasser fallen. Gottseidank gelang es unseren Gastgebern doch noch, einige

niedliche Mädels zusammen zu holen. Uns allen bleibt dieser Abend in schöner Erinnerung, wenn manchem weniger, so doch dem andern um so mehr. Am folgenden Tage fand uns die Sonne nicht so früh hoch, wir starteten erst um ½ 9 Uhr. In Hildesheim hielten wir 3 Stunden, diese schöne Stadt wollten wir doch nicht an uns vorübergehen lassen. Die Haupteindrücke nur greife ich heraus. Als alter Bischofssitz ist es reich an wundervollen Kirchen. Wir sahen u. a. die Michaeliskirche, die einzige romanische Klosterbasilika in Deutschland, die noch eine gerade, bemalte Holzdecke hat. Einzigartig macht sich der Marktplatz mit dem berühmten Knochenhauer-Amtshaus und dem Gildenhause, die beide prächtige alte Holzverzierungen an sich tragen. – Frühzeitig waren wir in Lüneburg, der uralten Salz- und Heide-

stadt. Die erhaltenen Bauwerke aus der Zeit machbarer Selbständigkeit im 16. Jahrhundert geben ihr heute ein einheitliches Gepräge. Von der Neuzeit nur wenig berührt, umweht uns in den Straßen noch ganz die Romanik des Mittelalters. In einem gemütlichen Lokal verbrachten wir beim Humpen Bier mit Lüneburger Primanern einen lustigen Abend. An-



Hildesheim

Inneres der St. Michaeliskirche

andern Tags guckten wir uns die Stadt genauer an und bestiegen zum Abschluß den Kalkberg, der einen herrlichen Blick auf Lüneburg und die Umgebung gewährte. Um 2 Uhr schlug die Abschiedsstunde. Wir wandten uns wieder heimwärts. Wohl allen ist es schwer geworden, von diesem Land der grünen Bergketten, der sprudelnden Quellen und der schäumenden Gießbäche zu scheiden. Aber die Erinnerung an all das Schöne, an dies Stück unserer größeren, herrlichen deutschen

Heimat, nehmen wir mit uns, wenn es jetzt wieder der Arbeit entgegen geht. Sie wir uns ewiges Gut bleiben, eine feste Stütze unseres inneren Deutschseins.

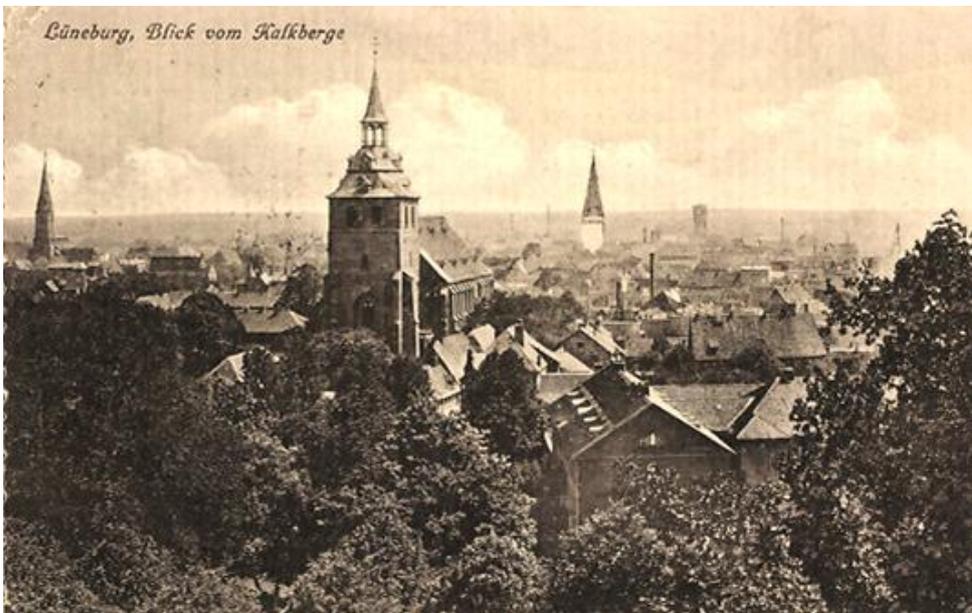
O. H.

Lüneburg



LUNEBURG

„AUF DEM MEERE“ UND MICHAELISKIRCHE



Lüneburg, Blick vom Kalkberge



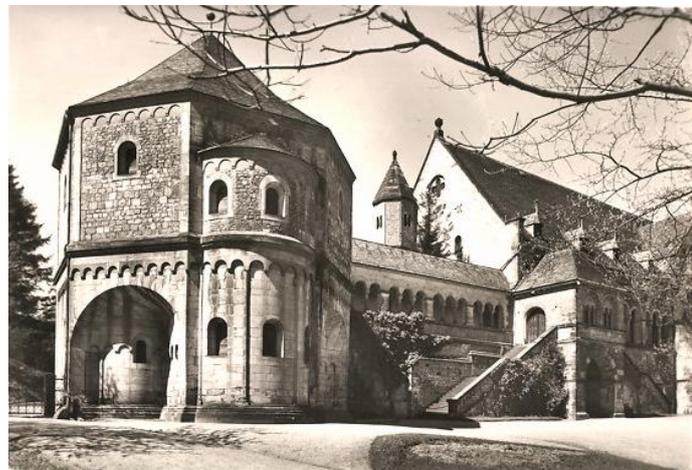
Lüneburg - Am Werder

Zum Überfluß erschien 5 Tage später noch ein zweiter Fahrtbericht – diesmal in Reimen! Er war zwar nur mit (x) gezeichnet, aber die Machart deutete einwandfrei auf unseren Klassenlehrer Dr. Voltmer. Hier ist er:

Harzreise der Ulrg im Autobus vom 21. bis 28. Mai 1929.

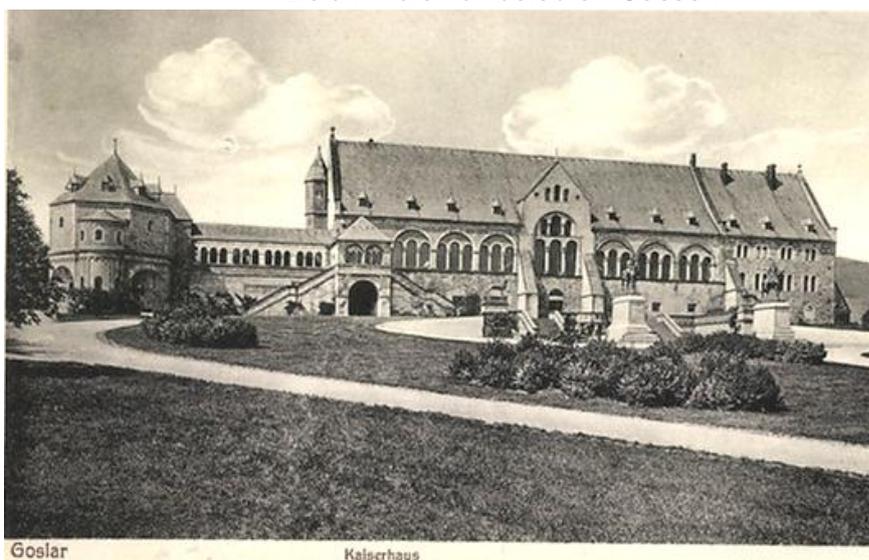
(Eine poetische Quadratwurzel aus Goethe + Heine + W. Busch + X.)

Wohlan, wohlan, mein Pegasus!
 Heut spann ich dich vor'n Autobus!
 Zeuch uns im Flug zur Maienzeit
 Zum Harz im pfingstlich grünen Kleid!
 Vom Tiefland zu den Bergrevieren
 Sollst du viel muntre Jugend führen.
 Sieh, wie die roten Primamützen
 Keck durch des Autos Fenster blitzen,
 Und auch die 6 Philisterhüte
 (Herr Schröder, Soetje, Strohbach, Meyer
 Und Voltmer und der Herr am Steuer)
 Schauen stillvergnügt und voller Güte
 Und ledig aller Alltagssorgen
 Froh in den frischen Frühlingsmorgen.
 So saust beim himmelblauem Klima
 Zum Harze uns're Unterprima
 In Adolf Pfennigs Hansa-Lloyd
 Im Rasetempo voller Schneid.
 Mit einem Mal hat's ausgerast:
 Der Motor hat nicht mehr gegast!
 Inmitten blumenreicher Wiesen
 Stehn wir mit dreckverstopften Düsen.
 Doch ist der Schade bald geheilt,
 Und um so schneller wird geeilt,
 Daß wir die volkbelebten Gassen



Goslar, Kaiserhaus: St. Ulrichskapelle

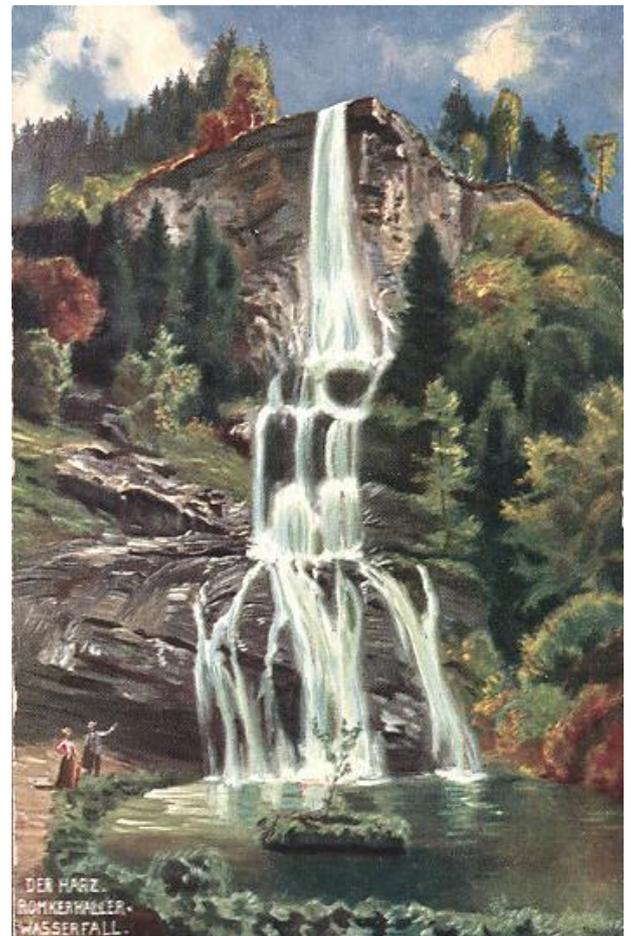
Von Hamburg möglichst bald verlassen.
 Oh grand malheur! Goddam! Verdammt!
 Ein Straßenkarren wird gerammt.
 O weh! Die Milch wird hoch im Bogen
 Dem eigentlichen Zweck entzogen.
 Der Motor, ach! vor Schrecken bockt er,
 Und man zitiert den Autodokter.
 Die Bremse, die sich festgeklemmt,
 Hat uns'res Wagens Lauf gehemmt.
 Doch bald, vivace con fuore!
 Geht's ein und aus durch Harburgs Tore.
 Was? Brennt der Wagen mit uns durch!
 „So sind wir bald in Lüneburg!“
 Sagt Adolf-Kutscher selbstbewußt.
 Das hätt' der Mann nicht tun gemußt!
 Denn statt nach Lüneburg, o Schreck!
 Geriet er auf den Buchholz-Weg.



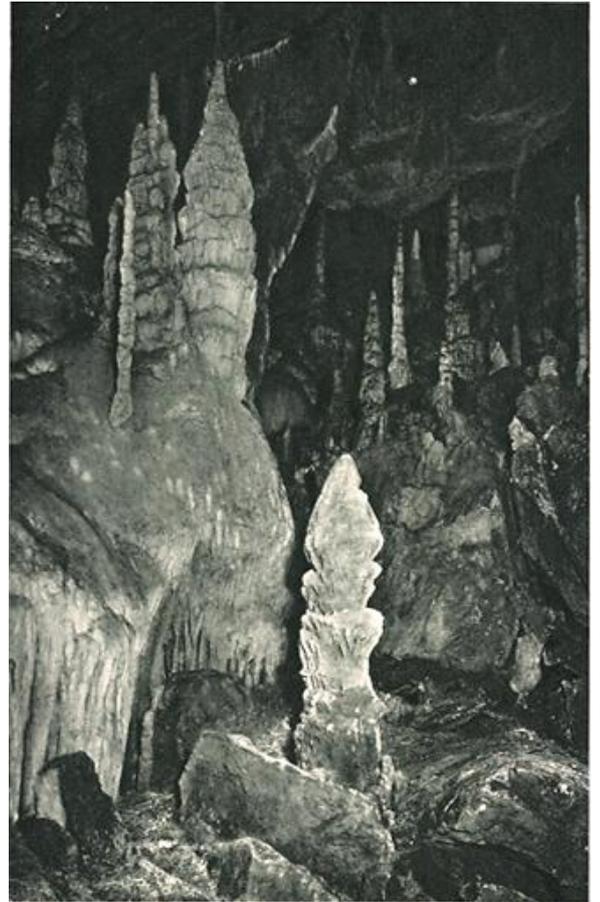
Goslar Kaiserhaus

Doch hat sie uns nicht leid getan,
 Die Fahrt durch grünen Heideplan
 Auf Celle zu, der Welfenstadt,
 Die malerisch viel Reize hat.
 Ach, daß sie ewig stehen bliebe,
 Die Stadt der „diebischen Modiewe!“

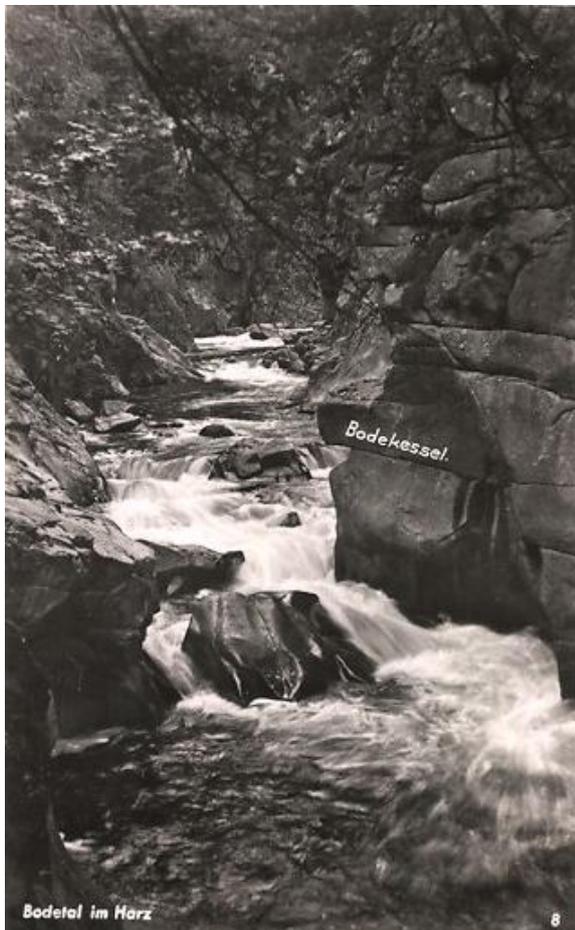
Doch durften wir nicht stehen bleiben:
 Durch Felder, wo die Spargel treiben,
 Trieb uns des Motors Kraftgesumme
 Auf Braunschweig zu, die Stadt der Mumme.
 Für Kunstgenuß und Mummendurst,
 Und Hunger nach Braunschweiger Wurst,
 War sie geplant als Ort zum Rasten.
 Doch: „Weiterfasten, weiterhasten!“
 Rief des Programmes strenges Wort.
 Und trieb und jäh nach Goslar fort.
 Hier endete des Tages Lauf.
 Wo schlägt man nun den Wigwam auf?
 Hier ist es teuer, dort besetzt!
 Ein dritter Wirt zeigt sich verletzt
 Ob des Betragens anderer,
 Berlin entstanmter Wanderer.
 Doch wir mit Holstenbiederkeit,
 Wir brachten ihn zuletzt so weit,
 Uns seinen Boden einzuräumen.
 Auch da läßt sich's gemütlich träumen
 Teils mit, teils ohne Selbstgespräch.
 Der Morgen wies uns früh den Weg
 Zur Kaiserpfalz, zum Rathaussaal.
 Zu der Aposteluhr Choral
 Und andern Altertümlichkeiten.
 Doch brachte uns in neuen Zeiten
 Mit elegantem Schwung zurück
 In Oker die Papierfabrik.
 's war interessant, trotz Stampfgerase
 Und Leimgestank in Ohr und Nase.
 So floh'n wir in der Oker Spur
 Fort an den Busen der Natur
 Und stiegen auf nach Romkerhall
 Zum weltberühmten Wasserfall.
 Indeß, an Wasser fiel nur wenig.
 So war'n wir froh, daß Meister Pfennig
 Uns schnell nach Harzburg bringen wollt'
 Zu einem Wirte wunderhold.
 Hei! Knackwurst gab's und Erbsensuppe!
 Zwar ist dies Essen manchem schnuppe.
 Jedoch der Klisserath, der Werner,
 Mit jedem Teller aß er's gerner.
 Mit sieben schlug er den Rekord,
 War drum zu faul zum Dankeswort
 An unsern Wirt und seine Heben:
 Die ließ darum Heinz Kramer leben.
 Nun ging's zur Stadt in aller Hast
 Und wir markierten „Badegast“.
 „Was Brunnenrank für Körperschmerz,
 Ist Flirten für das kranke Herz!“
 Dacht' Hermann Schmidt. So sah man ihn
 Mit einer Maid lustwandelnd ziehn.
 Doch als sie nahten guter Dinge,
 Da war das Fräulein – Preuskers Inge!
 Da Nacht verschlingt des Tages Helle,
 Ist unser Autobus zur Stelle



Und bringt uns, wenn auch nur mit Stocken,
 Zum Torfhaus an dem Fuß vom Brocken.
 Schon gießt des Vollmonds Silberkreis
 Auf Berg und Tal sein stilles Weiß,
 Und tritt man aus dem Wald, dem dunkeln,
 Hinaus in dieses nächt'ge Funkeln,
 Schweigt man ergriffen vor der Pracht
 Der mondbeglänzten Zaubernacht,
 Und träumt schon still von Brockensicht
 Bei morgenfrühem Sonnenlicht.
 Doch hat's der Brocken nicht gewollt,
 Daß unsereins das sehen sollt!
 Der Blocksberg, wenn er dunstumwallt,
 Läßt den Besucher völlig kalt.
 So schliefen wir im Brockenhaus
 Uns sitzend, stehend, liegend aus.
 Als morgens wir nach draußen schauten
 Und immer noch die Nebel brauten,
 Brach allerseits die Sehnsucht durch
 Nach Wanderrast in Ilseburg.
 Der Abstieg durch das Schneelochtal
 War reizvoll, doch nicht ohne Qual.
 Als wir dann Ilseburg erreicht,
 Da hat sich's wieder mal gezeigt:
 Kaputte Füße schmerzen nicht,
 Wenn man ein gutes Essen kriegt.
 Der nächste Tag war stark besetzt,
 Man hat uns weit umher gehetzt:

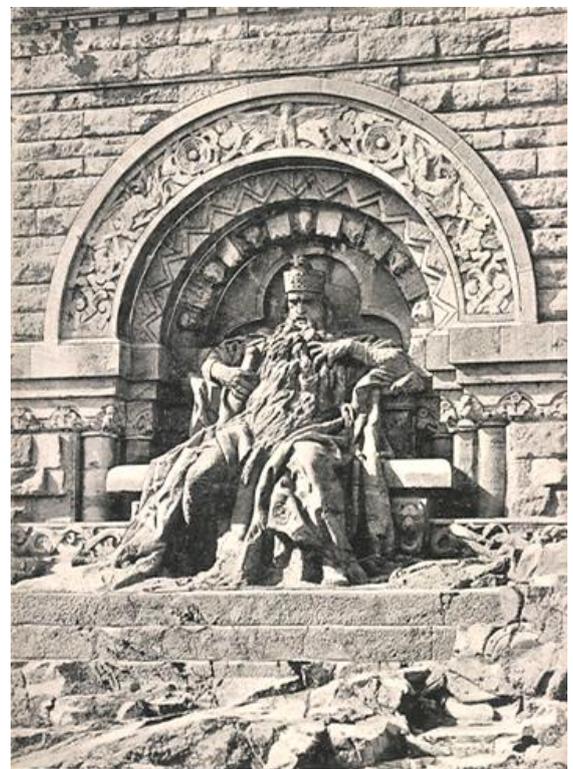


Rübeland: Baumannshöhle *Grasse Höhlenhalle*



Wernigerode's Häuserpracht,
 Der Baumannshöhle Tropfsteinschacht,
 Bei Blankenburg der Regenstein,
 Dann in das Bodetal hinein,
 Und im Galoppmarsch, hurre, hurre!
 Zur Roßtrapp' aufwärts durch die Schurre,
 Und weiter aus dem Tal der Bode
 Nach Cyriaci in Gernrode,
 Und wieder ohne Aufenthalt,
 – Der Motor wurde gar nicht kalt, –
 Nach Mägdesprung-Alexisbad,
 Bis man den Südharz vor sich hat,
 Und schon verrät uns Stolbergs Nähe
 Das Holzkreuz auf der Josephshöhe.
 Durch Stolbergs buntbemalte Reih'n
 Geht's in die Gold'ne Au hinein.
 Rechts liegt in einem Kreideberge
 Die Heimkehle, das Reich der Zwerge.
 Wie schien uns alles zauberhaft,
 Was unterird'schen Wassers Kraft
 An Hallen schuf so riesengroß
 Tief unten in der Erde Schoß.
 Und in der größten dieser Hallen,
 Da ließen wir das Lied erschallen,
 Das wir daheim so oft gesungen:
 „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“.
 Das war des Tages würd'ger Schluß.
 Zu Kelbra, am Kyffhäuserfuß,

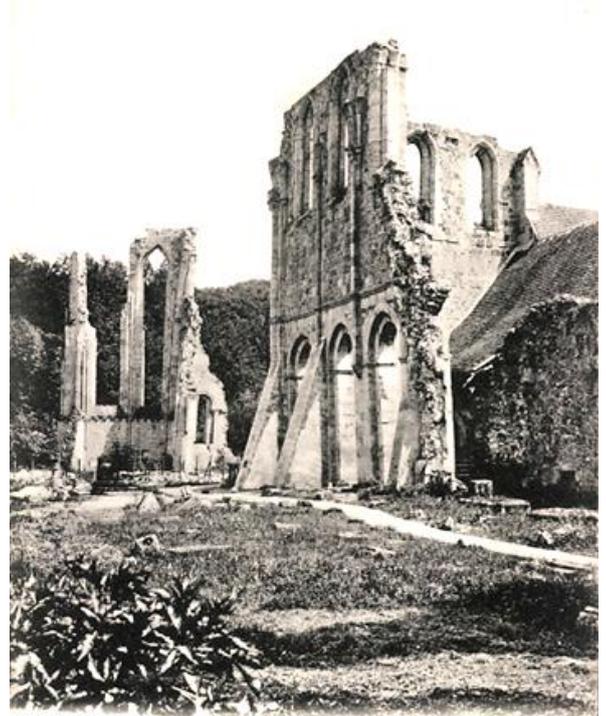
Fand Speis' und Trank und Schlaf ein jeder
 Bei Frau Marie, genannt Frischleder.
 Doch leider waren ihre Betten
 Nur unvollkomm'ne Schlummerstätten:
 Ein Bett von Kegelbahnenbreite
 Ist viel zu kurz für Holstenleute.
 Der Samstagmorgen war geweiht
 Dem Denkmal deutscher Kaiserzeit
 Auf des Kyffhäusers Buchenrücken.
 Im Sonnenglanz vor unsern Blicken
 Lag weitgedehnt die Gold'ne Au,
 Gen Süden der Thüringergau,
 Gen Nord des Harzes Felsenrand:
 Wie schön ist dieser Blick ins Land!
 Ein Platz, den Trübsinn zu vertreiben
 Und Ansichtskarten zu verschreiben!
 Der Rückmarsch ward nach kurzer Rast
 Rein militärisch aufgefaßt:
 Im Gleichschritt und in Vierergruppe,
 Als Offiziere vor der Truppe
 Herr Soetje und Herr Meyer (Eugen),
 So sah uns mancher stramm vorbeigeh'n
 Mit talwärts durchgedrückten Knie'n
 Und Feldsoldatenmelodie'n.
 Nur Gravert stelte traumverloren,
 Da er in flacher Marsch geboren,
 Allein in des Bergwalds Gründen
 Und ließ sich gar nicht wiederfinden.
 Statt auf der Rothenburg zu landen,
 Kam er uns südenwärts abhanden.
 Nach stundenlangem Irresein
 Traf das zerstreute Schäfchen ein.
 Zerknirscht empfang er seine Predigt.
 Und damit war der Fall erledigt.
 Jetzt aber hieß es: Gib ihm Gas!
 Auf, auf, zum Kilometerfraß!
 Nordhausen war das nächste Ziel,
 Nicht etwa, weil es dorten viel
 Zu kümmern gibt und Kautabak!
 Uns trieb allein der Kunstgeschmack,
 Da diese tausendjäh'ge Stadt
 Viel kunsthistor'sche Schätze hat.
 So zeigt auch Walkenrieds zerstörte
 Mönchskirche reiche Schönheitswerte,
 Wogegen der Naturfreund tobt,
 Wenn einer Lauterberg nicht lobt.
 Der Gasthof, den man uns empfahl,
 Lag ziemlich hoch im Odertal.
 Die Wirtin, die Frau Gobel hieß,
 War, wie sie sagte, aus Paris.
 Doch dafür war das Essen mäßig.
 So war auch keiner sehr gefräßig.
 Vorm Schlafen kriegte – selten kann man
 Dies nur erleben – unser Dammann
 Mit einem Mal die Redewut
 Und redete 3 Mann kaputt:



*Barbarossa am Kaiser Wilhelm-Denkmal
auf dem Kyffhäuser.*

Ein Kölner und zwei Mann aus Sachsen
 War'n ihm beileibe nicht gewachsen.

Der Sonntag war ein Sonnentag,
 Der Frieden groß auf Flug und Hag.
 Auch Herzen, jüngst noch wuterfüllt,
 Hat er mit seiner Ruh' gestillt.
 Der Kölner Herr war wieder friedlich;
 Und auch die Sachsen war'n „gemietlich“.
 Als wir „Madame“ die Hand geküßt
 – Wofür sie scheint's empfänglich ist –,
 Ging's liedersingend durch den Ort
 Nach Herzberg-Osterode fort.
 Von da zum lieblichen Bad Grund,
 Nach Seesen dann zur Mittagsstund'.
 Hier schwelte würzig in den Lüften
 Ein Wohlgeruch von Bratendüften.
 Teils, weil es Sonntag mittag war,
 Teils wegen uns'rer Schülerschar.
 Es hatten uns aus edler Regung
 Mit Freiquartieren und Verpflegung
 Versorgt in diesem netten Städtchen
 Herr Graumann und verschied'ne Mädchen.
 Derselbe Herr, mit Assistenz



KLOSTERRUINE WALKENRIED & Meyer

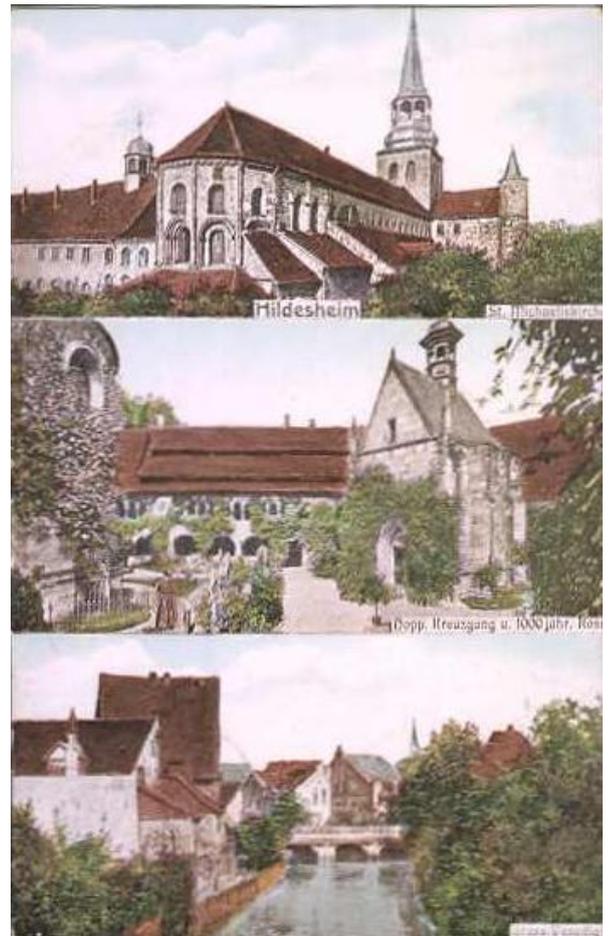


Wilhelm Busch (1832-1908) Denkmal in Wiedensahl

Von Damen in des Lebens Lenz,
 Ließ nachmittags von steilen Höh'n
 Uns rings das Land um Seesen sehn,
 Nicht nur zum Zwecke der Verdauung,
 Nein, auch zur optischen Erbauung!
 Herr Meyer hielt dies gleich für Leim
 Und kehrte früh nach Seesen heim.
 Als wir dann, gut „gespachtelt“ habend,
 Uns trafen zu dem Bunten Abend,
 Den Fräulein Dietzmann ausgedacht
 Und kurzerhand zu Weg' gebracht,
 Da brach bald eine Stimmung los,
 Daß jeder sprach: „Es ist famos!“
 Bei Tanzen, Reden und Musik,
 Bei Scherz und manchem Zauberstück
 Verflog die Zeit im Sauseschritt,
 Bis man um eins nach Hause schritt,
 So daß sogar Heinz Rückwarth fand:
 „Der Abend, der war schemorant!“

Am Montag morgen gegen acht
 Hat man sich auf den Weg gemacht,
 D. h. nicht ohne läng're Pause;
 Denn plötzlich rief's aus einem Hause:
 „Halt! Unser Schüler muß sich eben
 Noch erst mal gründlich übergeben!“
 Wenn man als Gast zu höflich ist,
 Kommt's leicht, daß man sich überfrißt.
 Man sage freundlich: „Danke, nein!“
 Wenn vollgepackt des Magens Schrein.
 Herr Schröder meint: „Was braucht auf Reisen
 Der Mensch durchaus so viele Speisen!“

Der Fakir sagt: ‚Ong-wer!‘ stattdessen,
 Und das ersetzt ihm jedes Essen.“
 Als nach erfolgter Uebergabe
 Ins Auto stieg der blasse Knabe,
 Da hieß es, endlich sich bequemen
 Zu dem berühmten Abschiednehmen
 Mit Tränen teils, und teils mit Kichern
 Und lang gewinkten Taschentüchern.
 Und so entflohn wir, husch, husch, husch!
 Nach Wiedensahl zu Wilhelm Busch.
 Nachdem wir schmunzelnd mit dem Alten
 Stumm kurze Zwiesprach abgehalten,
 War durch ein lieblich Hügelland
 Die Fahrt gen Hildesheim gewandt.
 Wer Sinn für alte Bauten hat,
 Dem ist die Stadt ein Seelenbad.
 Man rühmt den Dom; doch uns gefiel
 Weit mehr St. Michaeli Stil:
 Die Farben hier sind voller Kraft.
 Dagegen wirkt wie Himbeersaft
 Der Bilderkranz im Rathaussaal,
 Obgleich man ihn uns sehr empfahl.
 Gewaltig steigt die Vordermauer
 Empor vom Haus der Knochenhauer.
 Und hat man diesen Bau betrachtet,
 Empfindet man voll Bitterkeit,
 Wie sehr man in der „Gründerzeit“
 Durch alles, was man da gebaut hat,
 So manche Stadt total versaut hat.
 Nachdem wir, wie es sich gehört,
 Uns kunsthistorisch reicht belehrt,
 Verbrachten wir noch eine Stunde
 Mit Freunden aus dem Heimatbunde.
 Dann ging der Wagen mit uns durch
 Geradewegs nach Lüneburg.
 Um abzuwechseln, unternahmen
 Wir hier ‚nen Abend ohne Damen,
 Und was wir trafen an Verwandten
 Vom Mannesstamme und Bekannten,
 Die schleiften wir mit Macht herbei,
 Daß man gemeinsam fröhlich sei.
 Stand draußen ‚ne Primanerschar,
 Die auch wie wir recht durstig war:
 Die baten wir, sich zu verbrüdern
 Mit uns bei Scherzen und bei Liedern,
 Damit sie säh’n: In Itzehoe
 Da sind die Leute garnicht so,
 Daß, wie es in der Zeitung heißt,
 Dort alles nur mit Bomben schmeißt.
 Um 11 Uhr trieb der Turmuhr Schall
 Uns heim in den „Dragonerstell“.



Zwar war der Montag Ferienschlußtag;
 Indeß gab uns der Chef ‚nen Plustag.
 Man weiß ja, seine Steckenpferde
 Sind Kunst, Geschichte, Bau der Erde.

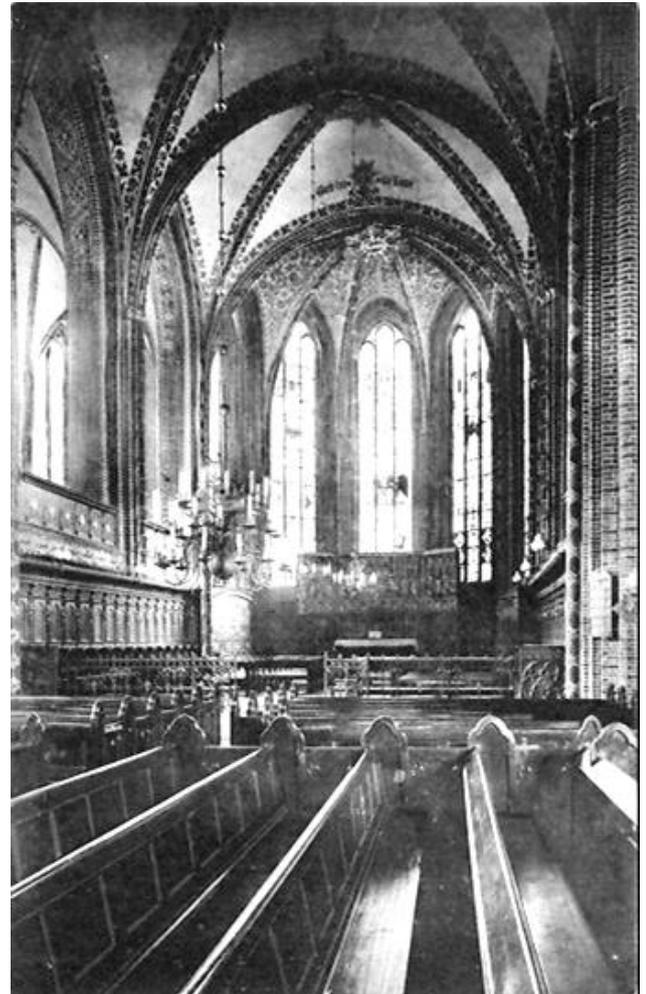
So hätte er's wohl kaum begriffen,
 Wenn wir uns Lüneburg verkniffen.
 Hier kann der Kunstfreund heftig schwögen
 In runden und in spitzen Bögen.
 Wer aber für Geschichte schwärmt,
 Auch dessen Herz wir leicht erwärmt,
 Denn vielen Kirchen, Häusern, Brücken
 Liegt manch Jahrhundert auf dem Rücken.
 Dem Geologen ist hingegen

Hier nur an Kalk und Salz gelegen.
 Er gräbt mit seiner spitzen Hacke
 Fossilien aus des Kalkes Schlacke.
 Auch trifft sich in des Kalks Begleitung
 Hier Stoff zur Speisesalzbereitung.
 Wenn Salze sich in Wasser lösen,
 Vertreiben sie gar leicht die bösen
 Krankheiten, etwa Gliederreißen
 Und wie sie sonst noch alle heißen.
 Man kann nun in der Sole schwitzen,
 Und kann sie auch als Trunk benützen.
 Hier nimmt der ärgste Wasserhasser
 Gezwungen auch mal Bitterwasser.
 So fand in Lüneburg Erholung
 Schon mancher Kranke durch „Versolung“.
 Man sieht, was diese Stadt beschert,



LÖNEBURG ALTE RATSMÖHLE

Ist wohl 'nen freien Schultag wert.
 Doch immerhin! Nun war's genug
 Und Heim ging der Gedanken Flug.
 Wer allzuviel gesehen hat,
 Sagt schließlich: „Nä, nun bün ik satt!“
 So ließen wir den Motor knattern
 Und nordwärts nach der Elbe rattern.
 Kaum aber winkt die Elbebrücke,
 Da naht sich auch des Schicksals Tücke:
 Es sauste plötzlich, na, ich danke!
 Die Straßenbahn uns in die Flanke.
 Der Hansa-Lloyd war stark verbeult.
 Viel Leute sind herbeigeeilt.
 Als nun die Schaffner greulich fluchten,
 Uns zu beschuld'gen gar versuchten,
 Da war die Sache doch zu dumm
 Selbst dem neutralen Publikum,
 Und mancher bot sich an zu schwören,
 Daß wir durchaus unschuldig wären.
 Die Polizei erschien mit nichten,
 Wie sich's gebührt, den Streit zu schlichten.
 Beim Sipo³⁴ nimmt die Seelenruh
 Im Maße der Entfernung zu.
 Herr Pfenning hat sich sehr gegrämt,
 Und jeder hat sich mitgeschämt,
 Daß unser schmucker Reisekarren

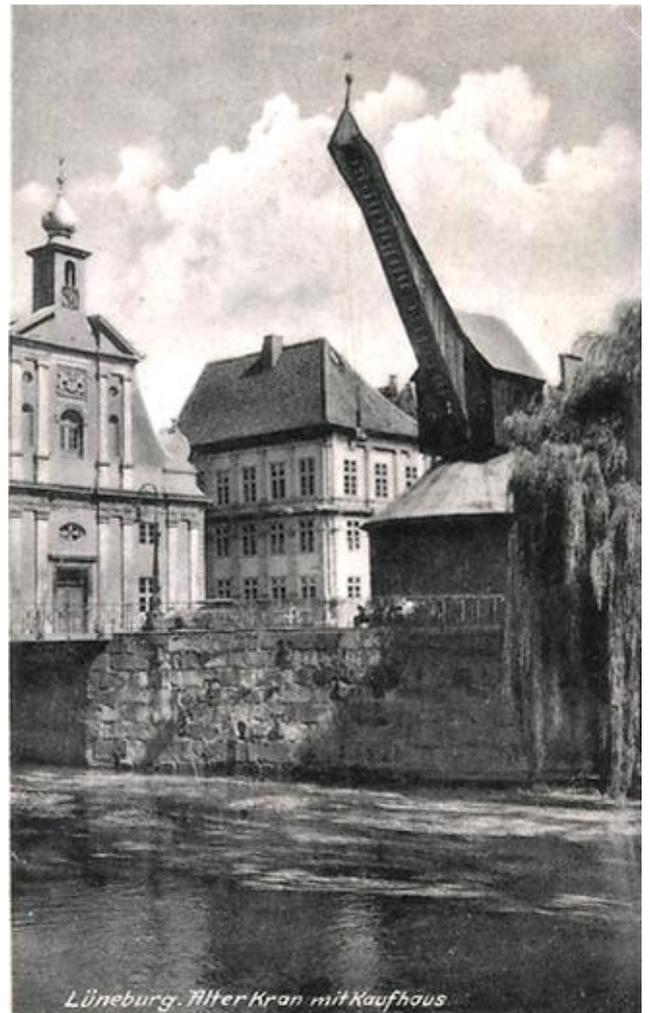


Lüneburg, St. Johannis

³⁴ Sipo - Sicherheitspolizist

Nun heimkam mit so vielen Schmarren.
 Scheu sind wir darum ausgewichen
 Der „Breiten Straße“ und geschlichen
 Durch uns'rer Neustadt enge Gassen
 Zum Bahnhofsplatz: der lag verlassen
 Um diese Nachmittageszeit.
 Man stieg nun aus dem Hansa-Lloyd,
 Drückt sich geschwind die Abschiedshand
 Und hat sich dann nach Haus gewandt.
 So schieden wir denn nach acht Tagen,
 Worin wir uns recht gut vertragen,
 Und jeder ging mit neuer Stärke
 An die gewohnten Alltagswerke.
 Nun laßt den Leiter dieser Reise,
 Noch allen, die in gut'ger Weise
 Das Unternehmen unterstützten,
 Durch Rat und Geld und sonstwie nützten,
 Recht herzlich danken für dies alles.
 Wir werden uns gegeb'nen Falles
 Mal wieder melden, das ist klar!
 Ich hoffe, schon im nächsten Jahr!
 Auch sendet allen, die Ihr war't
 Teilnehmer an der schönen Fahrt,
 Recht „härzlichen“ Erinnerungsgruß
 Der Schreiber X und damit Schluß.

(x)



Bruno Voltmer (1888–1954):

Geistvoll und erfolgreich

Itzehoe. Dr. Alexander Ritter setzt seine Reihe „Die Stadt Itzehoe und ihre Literaten“ mit einer Betrachtung über Dr. Bruno Voltmer (1888–1954) fort:

Es war nicht zu ermitteln, ob sich der DVP-Abgeordnete Bruno Voltmer und der NSDAP-Abgeordnete Bobo Uhse, über den noch zu sprechen sein wird, im Ständesaal des alten Rathauses gegenüber gesessen haben.

Aber mit dem skandalösen Spießrutenlaufen, das die SA am 15. April 1933 mit einigen von den verhafteten Herren Bürgermeister Rohde, Rektor Hagenah, Berufsschuldirektor Schmidt, Kassenleiter Schubert und Studienrat Dr. Bruno Voltmer in den Straßen Itzehoes veranstaltet, hat Uhse nichts mehr zu tun.

Voltmers Liebe zur Theaterkunst und zur literarischen Arbeit kann davon nicht beeinträchtigt worden sein, denn gerade die dann folgenden Jahre lassen ihn zu einem produktiven und durchaus erfolgreichen Schriftsteller dieser Stadt werden.



Studienrat

Die biographischen Daten, welche von der immer noch spärlichen Literatur überliefert werden, sind auffällig mager oder aber – wie in der letzten Stadtgeschichte – nicht vorhanden.

35 Jahre hat der aus dem Hamburger Umland gebürtige Voltmer hier gelebt und vom Jahr seiner Ankunft 1919 bis 1945 an der Kaiser-Karl-Schule als promovierter Studienrat in den Fächern Deutsch, Französisch, Englisch unterrichtet.

Dieser Lehrer muß eine bemerkenswert aktive und geistvolle Persönlichkeit gewesen sein, denn nach der Zeit kommunalpolitischer Tätigkeit, die mit Hitlers Machtergreifung und der Auflösung der örtlichen DVP-Gruppe endet, wendet er sich – in Verbindung von beruflichem Auftrag und außerschulischer Beschäftigung, wozu nach dem Krieg auch die anfängliche Leitung der Volkshochschule, die langjährige Betreuung der Stadtbücherei gehört – dem Schreiben und Theaterspielen zu, an seiner Schule und als Spielleiter der Itzehoer Speeldeel (ca. 1929/30–1932).

Es entstehen – vor allem in der Zeit zwischen 1926 und dem Beginn der vierziger Jahre – zwei Romane, eine Novelle, fünf plattdeutsche Erzählungen und elf plattdeutsche Bühnenstücke, die überregionale Verbreitung erfahren u. a. durch einen so renommierten Verlag wie Bong in München und durch verschiedene norddeutsche Bühnen, darunter die Niederdeutsche Bühne Hamburg.

„Höögsbill“

Das Erfolgsgeheimnis seiner überwiegend komischen Stücke, Bearbeitungen für die Bühne und eigene Entwürfe, die er als „Höögsbill“ bezeichnet, scheint in der geschickten Verbindung von plattdeutscher Sprache, witzig-pointiertem Handlungsablauf und befreiendem Humor zu liegen.

Liest man diese Texte, dann knüpfen sie natürlich an plattdeutsche Bühnentradition an, lassen aber auch wie die Prosawerke die Schulung an Wilhelm Busch, Rideamus, Erich Kästner u. a. annehmen, denn in seinem wichtigsten Prosawerk, dem Roman mit dem Titel „Die sich nicht fallen lassen“ (1954) führt der Erzähler seinem Helden Thieß Dammann eine ansehnliche Erbschaft zu, die aus „Geld und Wertpapieren“ besteht, „einer vollständigen Vierzimmerwohnung, den Kleidungsstücken des Verstorbenen, einige Schmuckstücken und Gemälden, einer Bücherei von etwa viertausend Bänden, die vor allem eine Sammlung der besten humoristischen Literatur des Abendlandes“ enthält.

De Lange Peter

Seine Theateraktion auf der Schulbühne und zusammen mit der Itzehoer Speeldeel sind erfolgreich. Seinem ersten eigenen Stück, einer Aufarbeitung des Lebens von Johann Gottwerth Müller in „De Lange Peter von Itzehö“ (1931), ist nur mäßige lokale Resonanz beschieden.

Mit dem Stück „Dubensack und Bodderzilp“ (Uraufführung 1938), dem glücklich ausgehenden Streit von drei Männern um eine Frau, erreicht Voltmer das Theater der Großstadt.

Die Niederdeutsche Bühne Hamburg richtet zwischen 1938 und 1945 36 Aufführungen aus, und das Grenzlandtheater Flensburg meldet 50 Aufführungen der Spielzeit 1938/39.

Ähnlich erfolgreich ist Voltmer mit dem Stücke „Vernögte Himmelfahrt“ (1939) und „De Riemelschooster“ (1940), die gleichfalls von der Hamburger Bühne bis Kriegsende in den Spielplan übernommen werden. „Schrammen in de Mainacht“ (1940), viele Male in Hamburg, Oldenburg und Itzehoe inszeniert, ist Voltmers letztes Stück.

Aktenkundig

Der Stoff von Viehhändler Peter Schramm, der den Tierarzt Dr. Peter Twisselmann der Demolierung seines neuen Autos aus einer weinseligen Laune heraus anklagt, basiert auf einer tatsächlichen Itzehoer Begebenheit, die auch gerichtlich aktenkundig ist, und zwar geht es dabei um den folgenden Rechtshandel:

Der praktische Arzt Dr. med. Valentin Schauss, vertreten durch den Rechtsanwalt Juzstizrat Georg Haussmann, klagte 1929 beim Itzehoer Amtsgericht II gegen den Obermusiklehrer Otto Spreckelsen, vertreten durch den Rechtsanwalt F. W. Voss, Gerichtstermin 28. November 1929. Gegenstand des Rechtshandels: Die durch Herrn Spreckelsen verkratzte Frontpartie des Autos von Herrn Schauss.

Man muß die Unterlagen gelesen haben, die augenzwinkernd verfaßte Klageschrift des Herrn Haussmann, die etwas unbeholfen gereimte, aber witzige Antwort der Verteidigung,

die elegant in Versen gefaßte Zeugenaussage von Bruno Voltmer, die folgendermaßen beginnt:

„Hochansehnliches Amtsgericht / In Anbetracht meiner Zeugenpflicht / Sage ich hiermit gewissenhaft aus / In Sachen Spreckelsen contra Schauss. / Es ist mir ein großer Spaß gewesen, / Daß ich die Klageschrift durchgelesen, / Denn es geht doch ganz deutlich daraus hervor: / Der Herr Justizrat, der hat Humor! / Dies anzuerkennen, ist mir ein Bedürfnis, / Und vielleicht erledigt sich das Zerwürfnis, / Wenn wir versuchen, es dadurch zu lösen, / Daß wir lustig schildern, wie alles gewesen (usw).“

Auf humorvolle Weise wird ein juristischer Vorgang als Lapalie entlarvt und letzten Endes das Verfahren niedergeschlagen – in der Tat der Stoff für ein komisches Schauspiel.

Bildungsroman

Diese Theaterarbeit und Bühnenerfolge machen Voltmers Renommee als Schriftsteller aus. Seine Prosaleistungen haben nicht dieselbe öffentliche Resonanz, obwohl gerade der schon erwähnte hochdeutsche Roman „Die sich nicht fallen lassen“, erschienen in seinem Sterbejahr 1954, eine sowohl erzählerisch als auch lokalgeschichtlich interessante Leistung ist.

In der Art eines Bildungsromans beschreibt der Autor den ereignisreichen Lebensweg seines Helden Thieß Dammann, des erfolgreichen Juristen, vom Abiturtag zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis an die dreißiger Jahre heran.

Es ist die teilweise bittere Geschichte um Familienuntergang, Bruderzwist, Rechtsmißbrauch und Berufsethos, existentiellen Rückzug und letztendliches Familienglück, gewandt erzählt, episodisch- und facettenreich komponiert.

Es ist aber auch, wenn man so will, ein Schlüsselroman, in den die Itzehoeer Gesellschaft dieser Zeit eingegangen ist, mit mehr oder minder konsequenten Namens- und Bezeichnungsänderungen.

So wird Itzehoe zu Halenhude an der Hale, die Kaiser-Karl-Schule zum Carolinum, die Voßkate zur Dachskate, Bürgermeister Adolph Rohde zum Verwaltungschef Adolphi. Was den Philologen an dem Buch reizt, die Entschleierung der Namen und damit die Erfassung der stofflichen Grundlage, sollte möglichst bald geschehen, bevor es keine Zeitzeugen mehr gibt.

Der Roman ist ein unterhaltsames Buch, aber auch ein völlig unpolitischer Roman, der eine Zeit beschreibt, die solchen literarischen Rückzug an sich gar nicht zulassen konnte. Der fünfte und letzte Schriftsteller in diesem Exkurs, Bodo Uhse, hat ein völlig anderes Literaturverständnis.

Arbeitsgemeinschaft
der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-
Gesellschaft und der Schleswig-Holsteinischen
Studentenhilfe Ortsgruppe Itzehoe

Gesellschafts-Abend
am Sonnabend, den 3. Dezember 1932
pünktlich adends 8 Uhr, Freudenthal Itzehoe

1. Niedersachsen-Marsch von Unrath
2. Medea-Ouvertüre von Wiggerdt
3. Frühling und Liebe, Walzer von Kraus
4. Itzehoer Speeldeel

Uraufführung „Hampelmann“
Komödi in 3 Optög vun Adolf Sievers, Wilster
Speelbaas: Dr. Bruno Voltmer

De Lüd:

Mudder Hampel	Ida Heidenreich	Habermann	Willi Maass
Klas Hampel, ehr Söhn	Fiede Krumm	Hansen, Inspektor	Karl Heidenreich
Dora Meyer	Liesel Müller	Richard Schmidt	
Hein Brand	Walter Lohse	Polizist	Rudi Bergmann

5. Home Sweet Home von Mehl
6. Dornröschen, Intermezzo von Rhode
7. Lustig Blut, Marsch von Friedrich

Es wird gebeten während der Aufführung nicht zu rauchen

Tanzkränzchen

Auch als Speelbaas war Dr. Voltmer sehr erfolgreich; hier die Ankündigung zur Uraufführung des Stücks „Hampelmann“.

Theatergruppe der Unterprima rg der Kaiser-Karl-Schule in Itzehoe 1930

„Das Volksspiel des Dr. Faust“, inszeniert von Dr. Bruno Voltmer



Von links nach rechts – obere Reihe: ?, Hermann Schmidt, Erich Gravert, Lite Matthiesen, Klaus-Werner Thode, Gustav Stehn, ?, Ernst Rönnau

Mittlere Reihe: Hingst, Liesa Rohde, Heinz Kramer, Alfred Kemme (Dr. Faust), ?, Friedrich Stender, Dr. Bruno Voltmer, ?, Alexander Kern (Mephistopheles)

Sitzend: L. d. Ratjen, Adolf Schuldt, Wilhelm Franzke, Hans Gregersen

23. „– rather bear those ills we have than fly to others that we know not of.“

(Shakespeare in our days) Hamlet III, 1 1929/30

Als ich 1922 zur Erholung auf die Nordseeinsel Sylt, in das Kinderheim des Jugendlagers Klappholtal (nördlich von Kampen) geschickt wurde, fuhren auch zwei Mädchen aus Itzehoe mit in unserem Transport: Else Christiansen (10), die Tochter des Lehrers Otto Christiansen, Liliencronstraße 1, der die gute Landkarte des Kreises Steinburg gezeichnet hat für die Schulen, und Erika Rohmann (9), deren Vater Bahnbeamter war und in der Breiten Straße wohnte.

Die kleine Erika – dieses verträumte, aber zeitweilig auch recht lebhaft, aufgeweckte Mädchen, war meine erste Liebe, eine schüchterne, platonische Liebe auf „Distanz“. Das zierliche neunjährige Mädchen, mit seinen fast schwarzen Haaren und lebhaften braunen Augen, hatte etwas von einem Kätzchen, deshalb riefen die andern Mädchen sie: „Pussi“, was zwar scherzhaft gemeint war, aber doch durchaus anerkennend.

Ich dagegen fand diesen „Kosenamen“ nicht würdig genug, ich nannte sie „Eri“. Ihren Nachnamen „Rohmann“ deutete ich für mich nach „Roman“ = südländisch, märchenhaft, rätselhaft, sagenhaft – romantisch. Für mich, der ich schon viele Märchen kannte und sie oft las, war Eri eine Romanin, ein fremdländischer, südländischer Typ, der mich an Südfrankreich, die Pyrenäen denken ließ. –

Ich war bald ganz in ihrem „Bann“ und ließ mich gern von dem kleinen Mädchen regieren, kommandieren, tyrannisieren (ich war immerhin 2 Jahre älter als sie!), wenn sie mich – scheinbar spaßeshalber – herumkommandierte: zum Erstaunen der anderen Kinder ließ ich mich von ihr alles gefallen, während ich mich den andern gegenüber mit meinem flotten Mundwerk kräftig zur Wehr setzte. Eri „geruhte“ gnädig, daß ich sie mit allem beschenkte, was man so am Strand fand: schöne große und heile Muscheln, Klaffmuscheln oder Wellhornschnecken, auch kleine Herz- und Miesmuscheln, Seesterne und Seeigel, runde Korkstücke von den Hochseefischernetzen oder ein dickes Stück Bambus, das man als Becher benutzen konnte oder zum Sammeln der schwarzen Rauschbeeren in den Dünentälern. –

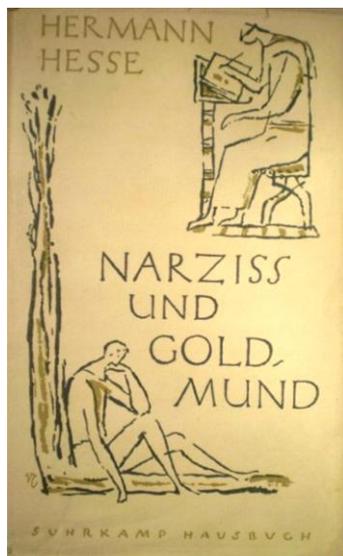
Eri sang fröhlich die vielen Volkslieder mit, die wir in Klappholtal lernten, und tanzte begeistert im Kreis die schönen alten Volkstänze mit uns.

Sie erlebte unser herrliches Mittsommernachtsfest am Strand neben mir, bei dem wir zu zweihundert um den riesigen brennenden Holzstoß standen und sangen.

Nachdem wir wieder nach Itzehoe zurückgekehrt waren, blieb ich – wenn auch zeitweilig lose – immer in Verbindung mit Eri. Enger wurde die Verbindung wieder, als sie in



Sekunda und ich in Prima war. Da waren wir beide um 5–6 Jahre älter geworden. Ab Tertia bzw. Sekunda gab es dann die fast tägliche „Promenade“ auf der Breiten Straße, gegen abend 5 ½ Uhr: die Jungs von der KKS auf der rechten Straßenseite, die Lyceums-Mädchen auf der linken. Man spazierte vorbei am „Lichtschau-spielhaus“, dem ältesten Kino unserer Stadt, vorbei am Café Laage, an dem Zeitungshaus der „Nachrichten“, der Westbank und – nicht zu vergessen – an Café Mohr, einem hübschen Lokal, ursprünglich das Haus eines Kaufmanns, dessen Erdgeschoß mit seinem in weiß und gold gehaltenen Saal eine prächtige Stuckdecke und große Kronleuchter zeigte. Hierhin durfte man – manchmal – „sie“ einladen, wenn der Geldbeutel es erlaubte. Neben Bohnencafé war das höchste der Gefühle damals: eine große Portion Fruchteis mit Schlagsahne. Aber es gab auch zweisame Spaziergänge auf dem mit uralten Eichenriesen bestandenen Breitenburger Weg bis zum Stör-Knie bei Amönenhöhe, oder noch weiter, bis zum Kaffee-Lokal „Breitenburger Fähre“. Man tanzte auch ab und zu auf den Schulfesten der KKS oder des Lyceums in „Freudenthal“ oder in „Baumanns Gesellschaftshaus“ am Sandberg, zu denen man sich wechselseitig einlud. Wir hatten auch unsere speziellen literarischen Lieblinge, wie zum Beispiel Manfred Hausmann („Lampioon“); Hermann Hesse („Narziss und Goldmund“); Frank Thieß („Das Tor zur Welt“); Klabund („Kreidekreis“) und manchmal sogar Tucholsky („Rheinsberg“). Unsere Zusammenkünfte waren ein ruhiges schönes Miteinandergehen und -Reden, mit gelegentlichen kleinen Geschenken und Fotoaufnahmen am Waldrand von Eichtal. Es gab sogar einen „Briefwechsel“ zwischen uns, in einer eigens von uns erfundenen „Geheimschrift“ (ergo: *kindlich!*); die Briefe mußte meine Schwester Elisabeth, die auch ins Lyceum ging, als Botin überbringen (was sie nur ungern tat).

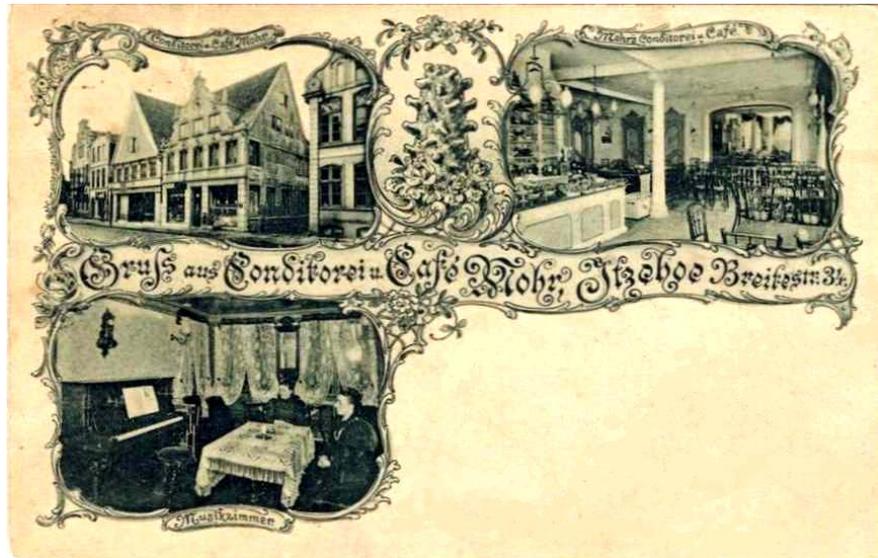


Dies alles, diese von beiden Seiten sehr verhaltene, schüchterne Verbindung, in der wir beide dahinträumten, bekam um 1929 eine von mir als unliebsam empfundene Einmischung durch das Auftreten eines „Dritten“, Alfred Kemme, eines neuen Mitschülers in unserer Klasse, Sohn reicher Eltern aus Hamburg, die ihren Sprößling, der in der Großstadt „nicht guttat“, in unsere Kleinstadt schickten, damit er, unter der „Aufsicht“ einer Pensionsmutter, hier sein Abitur (in 2 Jahren) machen sollte.



Dieser „schöne Ali“ war ein großspuriger „eitler Fant“ (wie ich ihn alsbald bei mir nannte). Er stellte bei jeder Gelegenheit energisch fest, daß seine Ansichten von ganz anderem, „höherem Niveau“ seien als die „total verstaubten Gedankengänge“ dieser „kleinstädtischen Gewächse“. Nachdem Kemme im Laufe des Schuljahres Eri auf Schulfesten kennengelernt hatte, begann er bald mit „Routine“ dem Mädchen „nachzusteigen“, sie zu „umgarnen“. Der von sich sehr überzeugte Knabe Kemme (dessen Eitelkeit in der Klasse bald sprichwörtlich wurde – man gab ihm den Namen „Joseph“ nach dem Alten Testament: „– denn er trug einen bunten Rock und dünkte sich besser denn seine Brüder“) zog bald alle Register eines „Frauenhelden“, eines „Routinier in

Liebesangelegenheiten“, der mit Geldmitteln reichlich ausgestattet war – während ich bald bei diesen Machenschaften ins Hintertreffen geriet, da ich nur Orgelregister ziehen konnte. Auf die Dauer gesehen, mußten meine mehr platonischen, verhaltenen Gefühle für die hübsche Erika scheitern an den sehr handfesten – um nicht zu sagen handgreiflichen (?) „Argumenten“ dieses Sohnes der Großstadt.



So nahm denn um die Jahreswende 1929–30 mein langjähriges, etwas unwirklich verträumtes Verhältnis zu Eri ein abruptes Ende. Das Mädchen war von dem neuen, stürmischen Verehrer so eingenommen, so geblendet, daß sie mir schlicht „den Abschied gab“: ich war – neben dem Gent – einfach nicht dekorativ, nicht „weltmännisch“ genug, ich machte nicht genug her. –

Diese meine Schilderung klingt recht nüchtern, heute, in der Retrospektive nach 50 Jahren. Damals allerdings, an dem trüben regnerischen Januartage 1930, war dies unerwartet schnelle Ende für mich ein Schock, ein plötzlicher Keulenschlag. Ich saß danach am Spätnachmittag in Regen und Frost auf einer Bank tief im Lehmwohld. Ich sah mich am Ende – mein Leben erschien mir wertlos, zwecklos, sinnlos geworden, ohne Inhalt. So wollte ich nicht weiterleben, so nicht.

Es war die typische „Entweder–oder“- , „Alles oder nichts“-Haltung eines 19jährigen, tief enttäuschten jungen Mannes; eine Haltung, der mehr impulsive spontane Selbstmorde zuzuschreiben sind, als im allgemeinen zugegeben wird. Ich fühlte mich wie am Boden zerstört.

Stundenlang saß ich untätig im dunklen Wald und achtete nicht darauf, daß der kalte Regen mich durchnäßte. Es war mir alles egal. Nun ein Ende sollte es haben: diese inneren Vorwürfe gegen den „Haupttäter“, gegen dieses „schäbige Subjekt“ und gegen die „untreue, verführte Eri“ – dazu kam noch das Bewußtsein meiner menschlichen Unzulänglichkeit verbunden mit einer gehörigen Portion Selbstmitleid, die wohl in solchen Fällen unvermeidbar ist. Da saß ich in Nässe und Kälte und dachte traurig, verzweifelt an das Ende meiner ersten Liebe und an das Ende jeder Art von Weiterleben für mich. –



Spät abends kam ich nach Hause; ich ging gleich in mein Zimmer im 1. Stock und fand in der endlosen Nacht keinen Schlaf. Am nächsten Morgen, beim Frühstück vor der Schule, fiel meiner Mutter mein schlechtes Aussehen auf, und sie sprach mich daraufhin an.

Das war zuviel: Ich bekam das heulende Elend, stieg wieder hin-

Als ich diese Verse herausschrie: von der „Überheblichkeit der Stolzen“ und von der „Pein verschmähter Liebe“ – da wußte ich es plötzlich ganz klar: Tua res agitur! = Deine Sache, dein Leben wird hier abgehandelt!

(Und so endet resignierend dann der große Monolog:)

Thus conscience does make cowards of us all,
Dies Wissen macht Feiglinge aus uns allen,
And thus the native hue of resolution
Is sicklied o'er with the pale cast of thought,
And enterprises of great pith and moment
With this regard their currents turn awry,
And lose the name of action. –

Als ich geendet hatte – resigniert, hoffnungslos –, war es sehr still in der Klasse: sie hatten es herausgehört, die Klassenkameraden, mit welchem verzweifelten inneren Engagement ich diese Verse lebendig machte, die mich (wie ich glaubte) in so starkem Maße betrafen, und auch der Lehrer schien beeindruckt.

„Shakespeares Verse und Gedankengänge übertragen in unsere Tage, unsere persönlichen Nöte“ = „Shakespeare in our times“, so meinte ich es!

(Das nun folgende Nachwort ist damals nur gedacht – nie gesprochen worden. Es war eine literarische Umdeutung zu meinem persönlichen Fall. Der Einfachheit halber blieb ich beim Englisch³⁵.)

„Excuse me, Doctor, but for some of us here, in this room, these words of Shakespeare, of the Prince Hamlet, are not only pale history or literature but cruel reality, dangerous presence – of yesterday, of today and also surely of tomorrow.



And every morning we ask us, if it is not better to fly away from all, out of these troubles, of this evil presence – than bear those ills we have. For us these words are no cheap phrases; for instance: concerning me, one of these ills (not here at school but private) means the bad job of this fellow her on my lefthand side (gemeint war der Platz von Ali Kemme, neben mir in der Schulbank). And why? There is, better there was, a girl between us.

I don't intend to tell the whole story of my defeat – surely it had to be so, for I never was a ‚heroe‘ with regard to friendship with maiden; and – so long – there has been only one in my life, and now: she has decided against me, in his favour.

³⁵ Übersetzung im Anhang Seite 149

Now you will ask me. ‚Where is the ill in it?‘

The personification ‚of those ills I have‘ for me is this lad, are his bad manners and how he acted to disunite me from the just mentioned girl, Eri. His (Ali’s) wicked means are:

His pride (on the base of this fathers money),

His contumely and insolence (of bad education), and

His lies (by nature),

but especially his disdain referring to my poverty at home – in contrast to the wealth of his father, a rich man, who makes probably a lot of money in the capital Hamburg – while my father was murdered twelve years ago by english soldiers in the war, where my father was sent by german offices, whose guilty officials live yet today sound and happy during their victimes – as my father – are buried since a long time in foreign earth.

(I believe, those creatures will think now: ‚That was his fault! Why did he go there!‘

And every man of their conviction now is allowed to deride „those stupid chaps“, who held their neck to the enemies hail of bullets.)

These dirty meanes are untollerable for me and therefore I intend to take arms against a sea of troubles, and by opposing, end them.‘

And I will find my sort of a bare bodkin in the next days, because this life is of no farther value to me.

Excuse me, doctor, I have spoken to much: Shakespeare nowadays? Maybe! Perhaps! (soweit es die Englisch-Stunde betrifft).“

(exit speaker)

Zu Weihnachten 1929 hatte Eri mir in der schönen Halblederausgabe der Deutschen Büchergemeinschaft den Roman „Gertrud“ von Hermann Hesse geschenkt.

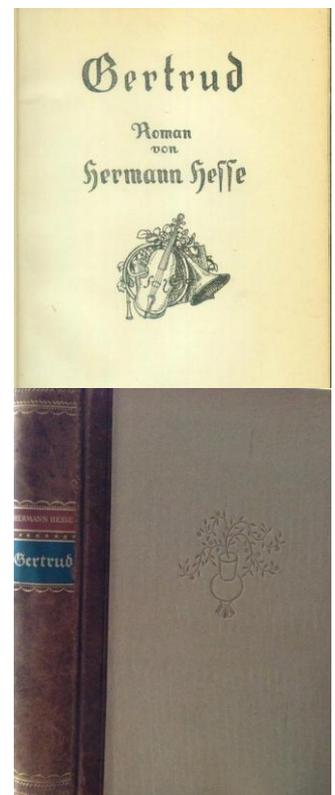
Der Musiker Kuhn darin steht vor derselben unüberwindlichen Mauer der „dispised love“ und bewegt in seinem Inneren Selbstmordgedanken. Es heißt da bei Hesse:

Der Lebenswille in mir war, schien in mir verschwunden; fest stand bei mir nur die Erkenntnis, daß ich nicht mehr leben dürfe. Ich besann mich angestrengt darüber, wie ich sterben sollte. Ich bedachte das Sterben wie ein Geschäft, das unweigerlich getan werden muß. –

Schon empfand ich ahnend hinter der eisigen Hülle meines Entschlusses die Schrecklichkeit des Lebens, das mir geblieben wäre.

(Der Leser: Aber, Du bist ja doch am Leben geblieben?! Wieso?)

Als mein Schmerz über die große Enttäuschung mit Eri und meine Wut über Alfred Kemme etwas abgeklungen war, wobei mir die eindringlichen Worte meiner Mutter über das



1930 mit Primanermütze



Mädchen im Gedächtnis rumorten, wirkten mein Üben an der Orgel und Klavier und die von mir verbissen vorangetriebene Arbeit für die Schulfächer beruhigend, halfen mir weiter. Ich kam auf den Gedanken, daß man das extrem egoistische Verhalten des Alfred K. weitestgehend aus seiner falschen bzw. gar nicht vorhandenen Erziehung erklären könne (müsse?), wobei aber noch ein erheblicher Prozentsatz „rancune“³⁶ überblieb, die meines Erachtens nicht zu entschuldigen war.

Als Ali Kemme „ein Auge“ auf die hübsche und schlagfertige Erika aus der Breiten Straße geworfen hatte, setzte er bald alle Hebel in Bewegung, um dieses Mädchen für sich zu erobern, nicht etwa, weil er sich in sie verliebt hätte; seine Eitelkeit duldet es einfach nicht, die Nummer „2“ zu sein: er wolle sie keinem andern gönnen, er wollte sie mir um jeden Preis abspenstig machen – und von den Preisen verstand er ja was, bei dem Herkommen. Durch seine penetrante „Angabe“, seinen „unwiderstehlichen Charme“, durch häufige Geschenke („Mit Geld kann

man bekanntlich bei solchen kleinstädtischen Mädchen alles erreichen!“) wollte er mich in kurzer Zeit glatt „an die Wand spielen“. Seine Überlegung bei diesem folgerichtig durchgeführten Vorhaben ging wohl so: Dieser kleine schüchterne Klavierspieler, Alex Kern, dieser weltfremde, dümmliche Idealist und Träumer, der noch dazu von Haus aus ziemlich ärmlich ausgestattet war – den würde er bei Erika vollkommen „ausstechen“. Man hatte so seine Praktiken für solche Gelegenheiten. –

Schon einige Monate, nachdem es ihm mit seinen „Tricks“ gelungen war, der Erika zu imponieren, sie für sich zu interessieren, sie für sich einzunehmen und dann mit ihr eine Liebelei anzufangen – bis sie mir dann den Abschied gab, konnte ich beobachten, wie bald ihm sein neues Spielzeug weniger wichtig, ja langweilig wurde, vielleicht, weil nun der Anreiz des „Nebenbuhlers“ wegfiel. (Ich hatte mich von Erika ganz zurückgezogen.) Er hatte nun das, was er gewollt hatte; und das nun ihm zugewandte Mädchen wurde langsam wieder in seinen Augen das, was er schon früher in ihr gesehen hatte – eine unbedeutende Kleinstadtgans.

Résumé: Es hatte hier gegeneinander gestanden: Zurückhaltende Zuneigung, Wertschätzung idealistischer Auffassung von geistigen Gemeinsamkeiten, gemeinsame Vorliebe für gute Literatur und Musik – auf meiner Seite;

gegen: vordergründig freches Draufgängertum, handfeste (vielleicht sogar handgreifliche) Überzeugungskünste und verlockende Geschenke – auf seiner Seite (i. e. Zweck-Materialismus).

³⁶ Rancune – Ranküne: heimliche Feindschaft, Groll, Hass

Mein abschließendes Urteil über den Menschen Ali Kemme war: ein unverbesserlicher, unerzogener Egoist reinsten Wassers – und nebenbei in meinen Augen: ein Lump.

Wie lauten (um damit dies Kapitel abzuschließen) die letzten Worte des Prinzen Hamlet, V,2?

– the rest is silence.

In meinem Gedankenleben aber war an dieser Stelle in Zukunft Ödland, an das zu denken ich möglichst vermied. Jahrelang.



Alexander vor dem Elternhaus

24. Heinz Kramer 1927–1931

Heinz war mein Schulkamerad, vor allem mein Klassenkamerad in den Jahren 1927 bis 1931, in den Klassen: Untersekunda (Ullrg), Obersekunda (Ollrg), Unterprima (Ullrg) und Oberprima (Ollrg) der KKS. Er stammte aus einer Juristenfamilie: Sein Vater war Amtsrichter in Itzehoe und starb schon früh, Anfang der zwanziger Jahre. Seine Mutter war eine couragierte, geschäftstüchtige Frau, die in ihrer geräumigen Wohnung in der Breiten Straße – gegen alle Standesvorurteile – über der Westbank ein „Schreibbüro“ einrichtete, das recht gut ging.

Heinz war zweifellos der intelligenteste Schüler unserer Klasse: er war erstaunlich belesen, das konnte ich damals schon beurteilen; er arbeitete auch schon in den Redaktionen der Itzehoer Zeitungen mit, die damals bestanden: die älteste war die „Itzehoer Nachrichten“, gegründet als Wochenzeitung um 1817; dann der „Nordische Kurier“, ein SPD-Blatt; „Das Landvolk“, das vor allem den Bauernaufstand (Claus Heim – Beidenfleth) unterstützte; und ab 1928 das Nazi-Blatt „Schleswig-Holsteinische Tageszeitung“ (Chefredakteur Bodo Uhse). –



Heinz Kramer auf dem Schulchorfoto von 1927



1929 wurde Heinz Kramer 1. Vorsitzender des „Schülerrates der NSDAP“, der aber auf Betreiben des politisch gemäßigten Lehrerkollegiums der KKS 1930 verboten wurde. Hier engagierte Heinz sich sehr früh und gab seiner Meinung auch im Geschichtsunterricht in der Klasse (bei Dr. Reiche [Staatspartei], Dr. Mähl [Deutsch-nationale Volkspartei]) recht unverblümt Ausdruck, radikal, stark rassistisch angehaucht. Ich verstand seine „Thesen“ kaum und ich lehnte die fanatische Art ab, mit der er versuchte, für sie „Propaganda“ zu machen. Sehr unangenehm war es mir, als eines Tages in

meiner Gegenwart die Klassenkameraden Heinz und Gustav Stehn auf der Breiten Straße in Itzehoe stadtbekannte Juden roh anpöbelten; ich fand das geradezu ungehörig. Dies geschah noch lange vor der „Machtübernahme“ der Nationalsozialisten.

Heinz erregte das Mißfallen unseres Geschichtslehrers, dem er im Unterricht oft recht unbequeme Fragen stellte und sehr „vif“³⁷ Diskussionen verlangte, in denen er sehr clever war. Da unsere Hauptlehrer hauptsächlich Mitglieder der Deutsch-nationalen Volkspartei waren, gab es starke Meinungsverschiedenheiten. Ich selbst verstand so gut wie nichts von diesem Gebiet, ich fühlte mich als Musiker (mit internationaler Tendenz) und war politisch völlig indifferent. –

³⁷ Aufgeweckt, wendig, rührig

Rechts das beliebte Café Mohr, daneben die Westbank. Oben im Haus
befand sich die Wohnung der Familie Kramer



Die deutschen Aufsätze von Heinz waren meistens die besten der Klasse, was Stil und Form anbelangte, wenn sie sich an die literarische Vorlage (meist historisch!) hielten. Er verfaßte auch schon gute Essays, Kurzgeschichten, Betrachtungen in einem ganz raffinierten Stil, der mich stark anzog. Ich erinnere mich noch an einen Nachmittag, als Heinz mir in seiner „Bude“, ein Dachzimmer über der Wohnung seiner Mutter in der Breiten Straße, eine Geschichte vorlas, betitelt: „Mein Freund, der Radiot“. Seine Schreibweise imponierte mir – ungewollt – (der Abstand zu meinen schüchternen Elaboraten auf diesem Gebiet war beträchtlich) so, daß ich daraufhin versuchte, diesen seinen geistreichen Stil in meinen Schreibversuchen nachzuahmen. Da ich (siehe oben) ein minderer Schüler war, machte mir ein Kopf wie Heinz Kramer meine Minderwertigkeits-Komplexe („Minkos“) besonders deutlich. Jahrelang kam ich nicht los von ihnen; um mich herum sah ich immer nur die wesentlich höheren Intelligenzen mit einer Allgemeinbildung, die mein bißchen Wissen scheinbar weit überragte. Abgesehen von meinem „Sondergebiet“ Musik ging es so weiter, durch Schulzeit und Studium. Manchmal allerdings stutzte ich, wenn ich bei Commilitonen, in Hamburg und Berlin, erhebliche Lücken in ihrem Bildungsschatz gewährte. –

Aber eine entscheidende Wendung gab es da bei mir, an einem ganz bestimmten Tage, als ich in Lauenburg/Pommern (meiner 1. Organistenstelle nach der Berliner Zeit) als wohlbestallter Kirchenmusiker an der St. Salvator-Kirche, sowie Musiklehrer am Lyceum und an der Hochschule für Lehrerbildung war. Ich habe diesen Abend im Dezember 1934 nicht vergessen.

Nachdem ich die Frau des Lyceum-Direktors E. Berg am Flügel begleitet hatte (der Kirchenzeit entsprechend sang sie Weihnachtslieder von Peter Cornelius), wurde ich aufgefordert, allein etwas „zum Besten“ zu geben. Ich improvisierte sinngemäß über die Melodie „Morgen kommt der Weihnachtsmann“ ca. 10 Variationen (die bekannte Bearbeitung „Ah, vous dirai-je, Maman“ von Mozart schien dort nicht bekannt zu sein). Es waren anwesend in dieser Gesellschaft: Pastoren, Kirchenälteste und Lehrer vom Gymnasium und Lyceum. Im Verlauf des nun folgenden Gespräches über Landschaftsschilderungen in Dichtungen des 19. Und 20. Jahrhunderts deutscher und ausländischer Schriftsteller – es fielen Namen wie Hesse, Binding, Wiechert, Hausmann, aber auch Keller, Storm und Stifter

– zog ich, als man mich fragte (vielleicht ein Test?) einen Vergleich zwischen den Mühlenbriefen („Lettres de mon moulin“) von Alphonse Daudet, dem Hohenlied der Provence-Landchaft – Mistral, Durance, Alpilles – und einer der frühen Novellen von Warwick Deeping („The Woman at the Door“), ca. 1920, dem Dichter der südenenglischen Landschaft in Surrey, von dem ich eine besonders bezeichnende Phrase auch im Urtext zitierte. Darauf gab der Französisch-Lehrer des Lyceums seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß ich – von der ganz anderen Fakultät – mich mit französischer und englischer Literatur beschäftigte. (Dabei hielt ich es schon damals für selbstverständlich [was ich aber nicht laut werden ließ], daß jeder gebildete Mitteleuropäer doch mindestens diese wichtigen Sprachen soweit beherrschen sollte, daß er die dortige Literatur im Urtext lesen kann.)

Das alles aber war in dieser „gehobenen“ Gesellschaft doch wohl nicht so ganz selbstverständlich, sonst wäre ich „junger Dachs“ damit nicht aufgefallen. Darum zog ich einen Schlußstrich unter die Summe meiner langjährigen eigenen Unterbewertung und meiner diesbezüglichen Minderwertigkeitskomplexe gegenüber meinen Zeitgenossen.

Ich tat das nach den unübertrefflichen Maximen unseres Klassikers Wilhelm Busch, der sie in seiner „Kritik des Herzen“ so formulierte:

Früher, da ich unerfahren
Und bescheidner war als heute,
Hatten meine höchste Achtung
Andre Leute.
Später traf ich auf der Weide
Außer mir noch mehr Kälber,
Und nun schätz ich, sozusagen,
Erst mich selber.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zurück zu meinem Freunde Heinz Kramer. Er las viel, befaßte sich mit deutscher Geschichte, der neuen Rassenlehre, dem angestrebten Idealstaat des 3. Reiches, Schriftstellern wie Arthur Moeller van den Bruck, Artur Dinter, Günther, Feder, Rosenberg und anderen. Folgerichtig wurde Heinz engagierter Mitarbeiter in der Redaktion der S.H.T.Z. ab 1928 im Coriansberg.

Eine Katastrophe gab es, als Heinz' Gegnerschaft (aus politischen Gründen) zum Deutschlehrer Dr. Reiche und zum Klassenlehrer Dr. Voltmer ihm im Februar 1931 die Quittung brachte: Heinz wurde zum Abitur nicht zugelassen „wegen ungenügender Leistungen in ‚Deutsch‘ und ‚Mathematik‘“. Wir faßten uns an den Kopf: „wegen Deutsch?!“ Als Heinz diesen Beschluß des Lehrerkollegiums vom Klassenlehrer eröffnet wurde, stand der „Relegierte“ ganz bleich auf. Dr. Voltmer ordnete an, daß Ali Kemme und ich Heinz nach Hause zu seiner Mutter bringen sollten.

Wir, alle seine Klassenkameraden, waren entsetzt, wie vor den Kopf geschlagen, daß so etwas möglich war. Als wir drei, Heinz Kramer in der Mitte, durch die Pforte des Schulhofes hinausgingen, riß Heinz sich die rote Primanermütze vom Kopf und schleuderte sie – wütend, schluchzend – in die Zweige der Linden, die dort den Hof umsäumten. –

Zwei Jahre später – Heinz machte dann sein Abitur auf einer Hamburger „Penne“ – war er schon als geschätzter Redakteur an einer Zeitung in Cuxhaven angestellt (?).

Aber seine Freunde aus der Zeit vor der „Machtergreifung“ hatten ein gutes Gedächtnis: sie ließen beim „Umschwung“ Dr. Voltmer zusammen mit anderen, bekannten Kritikern der Nazi-

**1930: Links
zweimal Heinz
Kramer im
Narrenkostüm
der „Dr. Faust“-
Aufführung,
rechts
Alexander Kern
als Mephisto**



Ideologie im Pyjama durch die Stadt Itzehoe führen, um sie als „Reaktionäre“ öffentlich abzustempeln, zu „brandmarken“.

Und dann, 1945, beim erneuten „Umschwung“, hatte Dr. Voltmer Gelegenheit, „sein Mütchen“ an den nun entthronten Nazimachhabern und deren Satelliten unter der Lehrerschaft gründlich zu kühlen – was er dann auch eifrig tat. –

Das schlimme Ende der Nazi-Epoche hat Heinz Kramer dann ganz aus der Bahn geworfen; es kostete ihn seine Existenz, vielleicht war er auch noch in einem Lager der Alliierten zwecks „Reedukation“. Der hochintelligente Mann, der allerdings auf das falsche Pferd gesetzt hatte, und wieviele andere Deutsche hatten das getan (!), war wohl zu stolz, um auf „Gegenkurs“ umzuschalten, umzuschwenken oder vielleicht noch umzulernen. Er starb schon um 1950. –

Ich entdeckte einen kleinen Granitfindling, der seinen Namen trug, auf der Grabstelle seines Vaters auf dem Friedhof in der Brunnenstraße, an der ich oft vorbeikam, wenn ich das Grab meiner Mutter aufsuchte, die 1948 gestorben war. –

Heinz und ich waren schon in der Sexta, 1921, in derselben Klasse; aber er und ich bleiben irgendwie irgendwann einmal „sitzen“ und trafen uns wieder in der Untersekunda 1927. In dieser Klasse saßen wir zusammen bis zum Abitur.

Ich war in den letzten Jahren vor 1931 oft im Hause Kramer in der Breiten Straße. Die Mutter imponierte mir ganz gewaltig als rührige Geschäftsfrau; Kramers besaßen auch ein Klavier, von dessen Drehstuhl ich Heinzens kleine Schwester Irmchen (ein verzogener Fratz!) vertrieb, wenn Frau Kramer mich bat, ihr eine Lieblingsmelodie vorzuspielen.

Auch unsere – sehr gute – Abiturszeitung „Bubi's reife Kinder“ (siehe Anhang) wurde in der Schreibstube Kramer vervielfältigt! –

Der Schlußakkord für das Ende der Schulzeit von Heinz und mir erklang erst am späten Abend meiner mündlichen Prüfung im Abitur im Musiksaal der KKS: ich wählte als Thema für meine Improvisation am Flügel ein Motiv aus einer Filmmusik zum Film „Der Weltkrieg“, die von Marc Roland komponiert worden war, und in der immer wieder Motiv-Teile aufklangen aus dem schwermütigen Lied: „Ich hatt' einen Kameraden“. Es ahnte aber keiner der Herren von der Prüfungskommission, die mir zuhörten, daß ich diesen Abschiedsgesang für meinen Schulfreund Heinz Kramer spielte, den hochintelligenten, sehr begabten jungen Literaten – den aber sein Fanatismus und sein Oppositionsgeist zu weit trieb, so weit, bis es für ihn kein Zurück mehr gab.

25. Mein Abiturienten-Examen am 6. März 1931

Dies ist der Bericht eines Prüflings, der noch so gerade davongekommen ist. Es ist nicht viel Rühmenswertes daran – außer vielleicht der Tatsache, immerhin bestanden zu haben.

Wir machten schriftliche Prüfungen in Latein, Englisch, Französisch, Mathematik und im Deutschen Aufsatz. Diese Arbeiten wurden 4 Wochen vor der mündlichen Prüfung geschrieben. In den Fächern Deutsch (Thema über den „Demetrius“-Entwurf Friedrich Schillers, seine letzte Dichtung); Latein (Übersetzung aus Livius); Englisch (Wiedergabe einer kurzen Erzählung) – bewältigte ich einigermaßen. Mit einem „Ungenügend“ im französischen Aufsatz hatte ich gerechnet. Aber nun kam noch eine Panne dazu in „Mathematik“: Von den 3 großen Aufgaben (5 Stunden Zeit) schaffte ich nur eine, die in „sphärischer Trigonometrie“, denn darunter konnte ich mir was vorstellen. Nun wurde die Sache brenzlich für mich: mit dem einen „Ungenügend“ im Französischen wäre ich glatt durchs Abitur gekommen. Aber nun? Was tun?

Da war nun unser Mathematiklehrer, Professor Oskar Jansen, großartig: Er kannte meine Nöte und sagte mir rechtzeitig, daß er mir Gelegenheit geben würde, in der mündlichen Prüfung die Zensur der schriftlichen „aufzumöbeln“ = zu verbessern. Ich paukte also täglich die 4 Wochen lang gründlich mathematische Formeln und deren Ableitungen. Und ich hatte dann Glück in meiner mündlichen Prüfung: alle gewünschten Lehrsätze und abzuleitenden Gleichungen konnte ich ohne Zögern glatt an die Wandtafel schreiben: So bekam ich eine „2“ im Mündlichen und damit in „Mathe“ die Gesamtzensur „3“.



Marc Rolands Filmmusik zu „Der Weltkrieg“ (1927/28)

Im Französischen verzichtete man auf eine mündliche Prüfung. Ich wurde noch in Geschichte geprüft (die Flottenabkommen zwischen Deutschland und England um 1900) und dann – endlich – gegen 21.30 h in meinem Wahlfach „Musik“. Zuerst diktierte mir der Musiklehrer einen 3stimmigen Satz (am Flügel gespielt), den ich laufend an der Tafel mitschrieb, das war, dank meines Klavierunterrichtes bei Frau Martha Kummer, glatt zu schaffen.

Dann wünschte er eine Improvisation auf dem Flügel über ein selbstgewähltes Thema. Ich hatte ein Thema von Marc Roland mit dem Motiv des „guten Kameraden“ im Sinn. Aber bei diesen dunklen und traurigen Akkordfolgen ahnte keiner der Prüfenden, daß es mir darin um meinen Abschiedsgesang für den Schulkameraden Heinz Kramer ging, den man an dieser Schule aus politischen Gründen zum Abitur nicht zugelassen hatte – trotzdem er – mit Abstand – einer der fähigsten Köpfe unserer Klasse war. –

Die Freude meiner Mutter, als ich gegen 23 Uhr nach Hause kam, war groß und es wurde im Rahmen unserer Familie hoch gefeiert. Für mich, so sagte ich ihr, war dies ein schwer erarbeitetes Geburtstagsgeschenk – denn am nächsten Tag, dem 7. März 1931, wurde Mutter 46 Jahre alt.

Die Nacht schlief noch ein Mitabiturient, Hans Behrens aus St. Margarethen, bei uns, weil er am Prüfungstag nicht mehr nach Hause fahren konnte, so spät am Abend. Er hat dann Tier-Medizin studiert und ist heute Kreis-Veterinär-Direktor in Heide/Holstein. –

Am nächsten Morgen gingen wir beide – geschmückt mit den schleswig-holsteinischen Nationalfahnenbändern quer über der roten Primanermütze – durch die Stadt: ledig aller Examensängste. In der Feldschmiede begegneten wir dem alten Laurentii-Pastor Reimers. Er rief uns zu: „Jungs, feiert tüchtig! So schön, frei und beschwingt fühlt man sich nur einmal im Leben = nach bestandenem Abitur! Meinen Glückwunsch!“

Von uns 18 Abiturienten war einer – Werner Dörwald – durchgefallen. (Man sagte, der Schulrat Erichsen, der extra aus Schleswig herübergefahren war zur Prüfung, habe sich beim Aussteigen aus dem Auto den Daumen geklemmt, und Werner Dörwald war sein erstes Opfer.) Der Schulrat persönlich prüfte ihn scharf in französischer Grammatik = damit kann man jeden Schüler reinlegen! Das war traurig, denn sonst war Dörwald im Französischen auf „2“ gewesen. Er hat dann sein Abitur im Herbst bestanden, studierte Naturwissenschaften, promovierte zum Dr. rer. nat. In unserer Schulzeit war er der beste Geiger in unserem kleinen Klassenorchester. Werner Dörwald ist im 2. Weltkrieg gefallen. Von den 18 Abiturienten 1931 ist im Krieg jeder 2. gefallen!



Durchgefallen: Werner Dörwald

Bei unserer feierlichen Entlassung in der Aula der Kaiser-Karl-Schule spielte ich den 1. Satz des Italienischen Konzertes von Johann Sebastian Bach.



Schräg über mir, an der Rückwand des Saales, hing eine große dunkelbraune Tafel aus Eichenholz mit den Namen der im 1. Weltkrieg gefallenen Lehrer und Schüler der Kaiser-Karl-Schule.

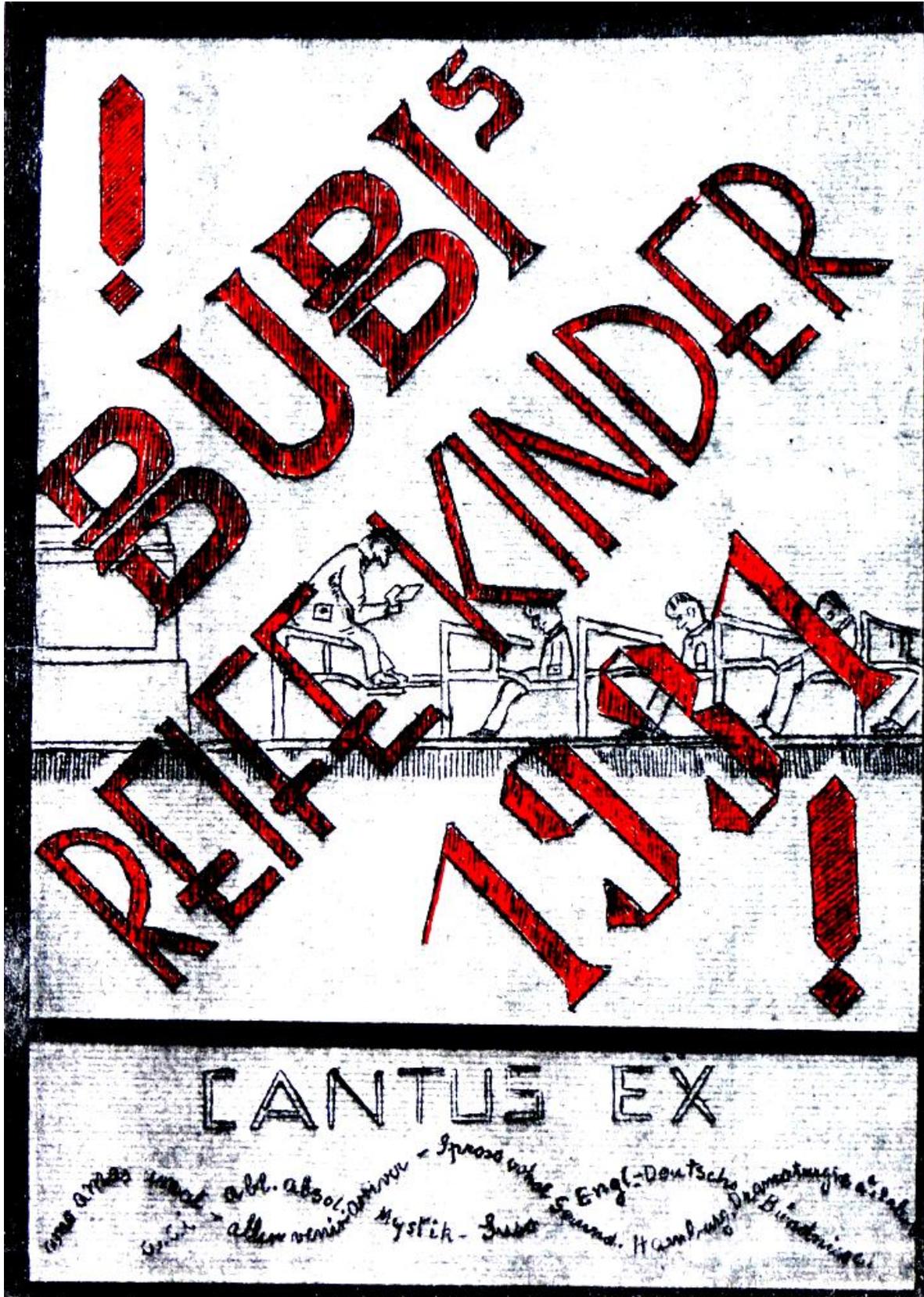
Auch der Name meines Vaters stand dort: „– gefallen in Flandern am 12. April 1918.“

Die Tafel der Gefallenen in der Aula

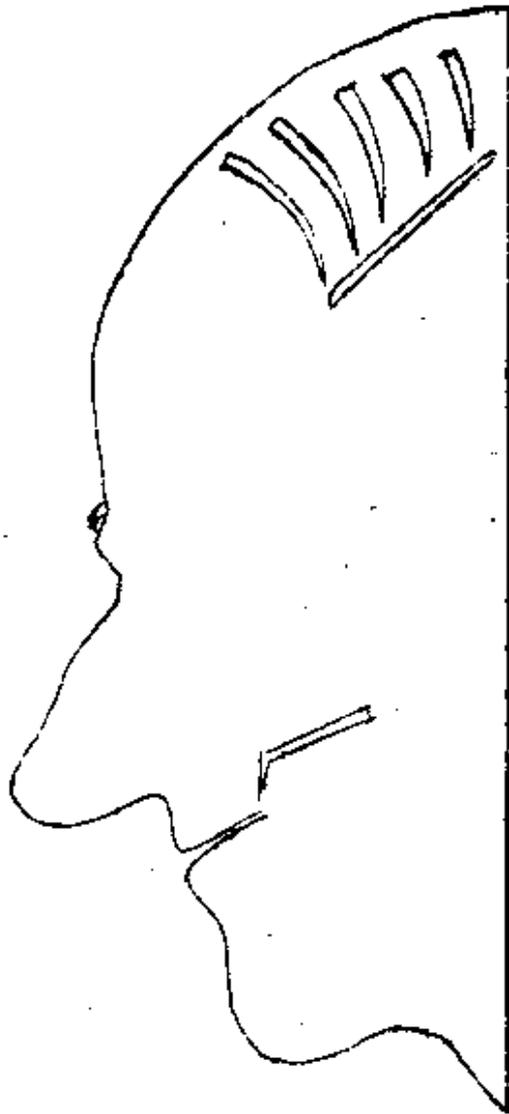
Links der zweite Eintrag von oben: OBL (Oberlehrer) Ad. Kern † 12. 4. 18

Anhang

Abiturszeitung des Jahrgangs 1931 der Itzehoer Kaiser-Karl-Schule



Titelblatt
entworfen
von
Alexander
Kern



Det is Er!

Unser Klassenlehrer (Englisch-Französisch)
Dr. Bruno Voltmer

Revanche für Sadowa !

Als Gegenstück zu den Charakteristiken der Reifeprüflinge 1931, die vom Kollegium heimlicherweise nach Schleswig geschickt wurden, hat die Redaktion in den Oberprimen ein Preisausschreiben betreffs der Charakteristiken der hiesigen Herren Realgymnasial- und Oberreal-schuldozenten ... getätigt, von welchem wir die besten Lösungen, welche dasselbe gezeitigt hat, hiermit im Folgenden veröffentlichen:

Geschichte



1) Kinder, vergeßt nie den Chef,
der bei uns die Geschichte ... getätigt,
Er hat wie ein Bismark gesprochen
und große Erfolge gezeitigt.

2) Dir. Dr. Mähl



Sprach Oskar, der große Krieger:
(Er war stets vorn in der Sappe)
Wir müssen uns klar sein darüber..
Mensch, halt doch die dämliche
Klappe !

Prof. O. Jansen
Mathematik, Physik

3)

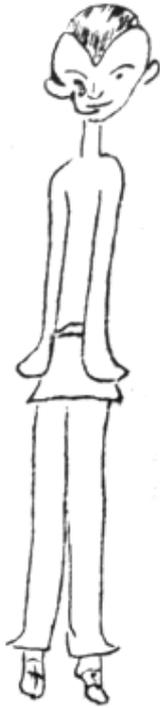
Abbi ist fromm und gut,
Und tut keiner Fliege ein Leid,
Er hat korrekten Mut
Und gab viel Stoff zu Heiterkeit !



Koelz (Abi)
Latin

Unsere

Abitür-Zeitung
OT.vg 7. März 1931
Kaiser-Karl-Schule
Itzehoe/
Holstein



Dr. Kurt Raiche
Deutsch

" Ein jeder Mensch hat seine Schwächen!" -
so rügt Kurt unsern Stil gar gern.
Es ist doch schön von einem großen Herrn,
so menschlich mit Primanern selbst zu sprechen !

Studienrat, Herr Dr. Nolte,
Tat nicht immer, was er sollte!
Er sprach: " Das Gute, dieser
Satz steht fest,
ist stets das Böse, das man -
läßt !

Ei ja, da bin ich wirklich froh,
Dem Gott sei Dank, ich bin nicht so !" -



Dr. Nolte
Biologie

Zeichnen Musik

Kaufmann und Fips verehren die Musen,
Der eine singt, der andere malt,
Während Kasper mit haarigem Busen
Auf dem Schulhofe sich in der Sonne aalt.

haarig!



haarig!

Turnlehrer A. Schröder (Kasper)

Herrn Bothmann, unserm Klassenvater, „Sparrow“
Kommt's nur auf dieses an allein :
Mal hinter die Kulissen schauen -
und sehn, - daß alles Trug und Schein!

Vergiß beim Englishmaster Blacken
Den D o k t o r - Titel nicht ! Doktor Kruse
Wag' lieber anders ihn zu necken,
Das trifft ihn so nicht, sicherlich !! Swatten Kruson

B u b i , der ist nicht von Pappe,
Stets hat er 'nen Witz bereit,
Denn er hat die größte Klappe
Von der ganzen Paukrigkeit !
Ohne Zweifel hat er einen hellen Kopp,
Und seine Klasse war die beste hier im Städtchen,
Zwar, - Fräulein Kötschau sagt, die Klasse wär' salopp,
Und Fräulein Kötschau ist ein ehrenwertes Mädchen !
Im Kampf sind ihm die Haare ausgegangen,
Sein Haupt wird durch Sardellen jetzt verschönt,
Antikchen tut dafür in Löckchen prangen, - - -
Laß' nur, mein Bub', wer aushaart, wird gekrönt !

(Dr. Bruno Voltmer)



Wunderhengst "Alex" vor, dessen sauberer Hufanschlag bei jeder geforderten Gangart dröhnend in den Herzen der Zuschauer widerhallte.

Bei der am Schluss folgenden Preisverteilung wurde dem Hengst "Kuno" die silberne Zuchtmedaille verliehen, so dass züchterisch das Gesamtergebnis nicht auf der Höhe des Vorjahres stand. Dennoch fanden bei der vom 10. - 21. März stattfindenden Maultierauktion alle 18 Exemplare Kaufliebhaber. Abnehmer waren ausser der Landwirtschaft eine Grossmühle bei Friedrichstadt, die Hamburger Schupo, die Sylter Inselbahn, mehrere Zeitungen, die sich von der Einstellung von Maulteseln offenbar besondere "Zugkraft" versprechen, ein Grossbetrieb für Volkakultur in Kiel, sowie mehrere Firmen ausserhalb der Provinz, bei denen die Zweckmässigkeit der Verwendung von Maulteseln von hier aus nicht ersichtlich ist.

Nach gründlicher Säuberung der Ställe und dem üblichen Wechsel im Ausbildungspersonal wird die "Carolingia" sofort nach Ostern mit dem Zureiten des nächsten Maultierjahrgangs beginnen.

I.
[Dr. Voltmer]



Es ist das Osterfest alljährlich
Für den Direktor sehr beschwerlich !

Des Sängers Fluch.

Von einem reifen Produkt der hiesigen Anstalt.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge
Zog eine große Volkesmenge,
Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Der König rief, und alle, alle kamen! -
Endlich tritt auch der Sänger ein,
Nach dem sich alle sehnen.
Die Ritter schauen mutig drein
Und in den Schoß die Schönen.
Der König ruft mit froher Stimme:
Wolfram von Eschenbach, beginne!
Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnet sie mächtig zu schlagen,
Er singt von so manchem großen Held,
Er singt von vergangenen Tagen. -
Aber hier, wie überhaupt,
Kommt es anders, als man glaubt.-
Seine Stimme tönt plötzlich, als wenn der Donner grollt :
Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt ?
Und gleich darauf mit Weltenschmerz :
Dein ist mein ganzes Herz.
Das Volk ist entsetzt, das Volk, es stöhnt,
Es trampelt, schreit, es brüllt und gähnt :
Luft! Luft! Clavigo! und Wehe mir!
Mein Heinrich, ach, mir graut's vor Dir!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht.
Doch der Sänger sich tief verneigend spricht,
Und spöttisch verzieht er dabei sein Gesicht :
Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Alle Männer und Trabanten
Schreien schrecklich allsogleich :
Wir sind ein Volk und einig woll'n wir handeln,
Du sollst nicht ungestraft hier unter Palmen wandeln !
Sie stürzen sich auf ihn mit Wutgeschrei;
Die schönen Tage von Aranjuez sind vorbei !
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann kein Knopf die Hose halten.
Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn,
Schon schwebt ein Dolch dicht über seinem Herzen,
Nur noch im letzten Augenblick kann er entfliehn.
Doch draußen vor dem Tore, da hält der Sängergreis,
Da nimmt er seine Harfe, 10 Pfennig war ihr Preis, -
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß u. Gärten gelit :
Bei Euch tu ich nie wieder singen,
Ihr könnt mir : Götz von Berlichingen.
Ich sage nur : Wein' deshalb keine Träne,
Von heut ab - macht Euren Dreck alleene.
Ich habe ein für alle mal von Euch genug, -
D a s ist des Sängers Fluch !

Gustav Stahr?
Fide Stauder?

Achtung!

Achtung!

Sensationelle
Kriegeberichte!

Da die Redaktion stets bemüht ist, ihren Lesern das Neueste und Beste zu bieten, hat sie sich entschlossen, das heute so aktuelle Thema: der Weltkrieg zu behandeln.

Sie hofft, das Richtige getroffen zu haben, wenn sie einige Höhepunkte aus dem Leben des nicht unbekannteren Soldaten

Rd. Remtlov

Vorbringt.

Die Bearbeitung lag in den Händen des bewährten Herrn Emil Eulalia Gequark!

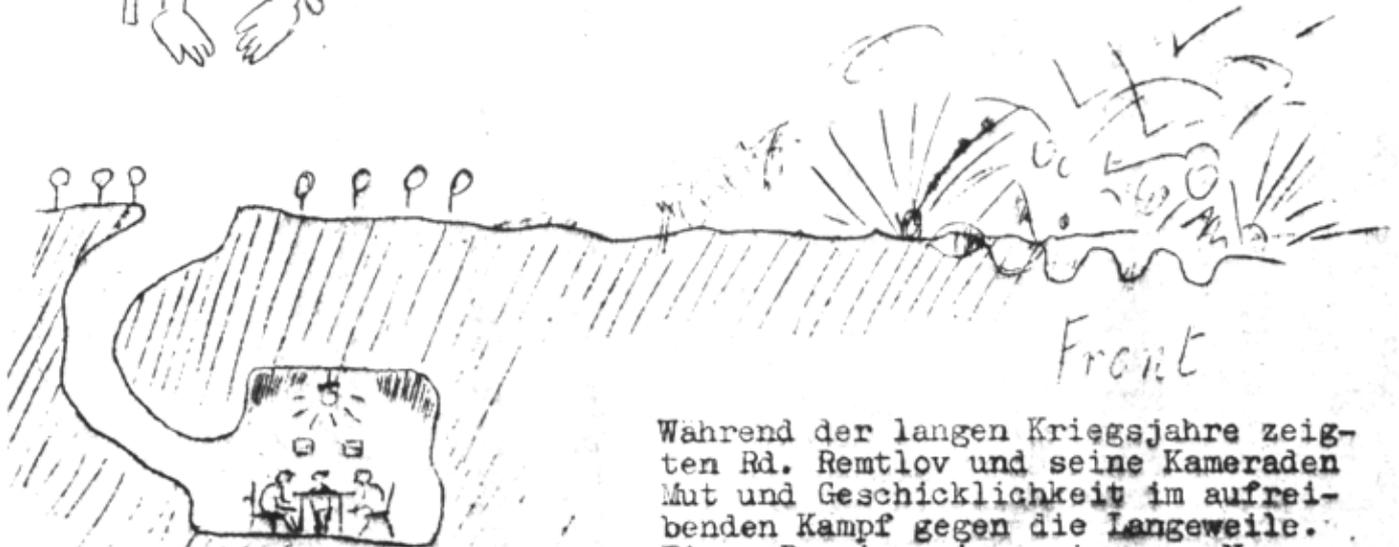
Untersuchung



Untersuchung der einzustellenden Leute vom Oberstabsarzt. Der Held unseres Berichtes tritt auf. Nach eingehender Untersuchung fällt der Arzt das lakonische Urteil:

"Höchstens Telefon."

Im Protokoll stand: Zu diesem Dienst besonders durch große Ohren und riesige Klappe geeignet.



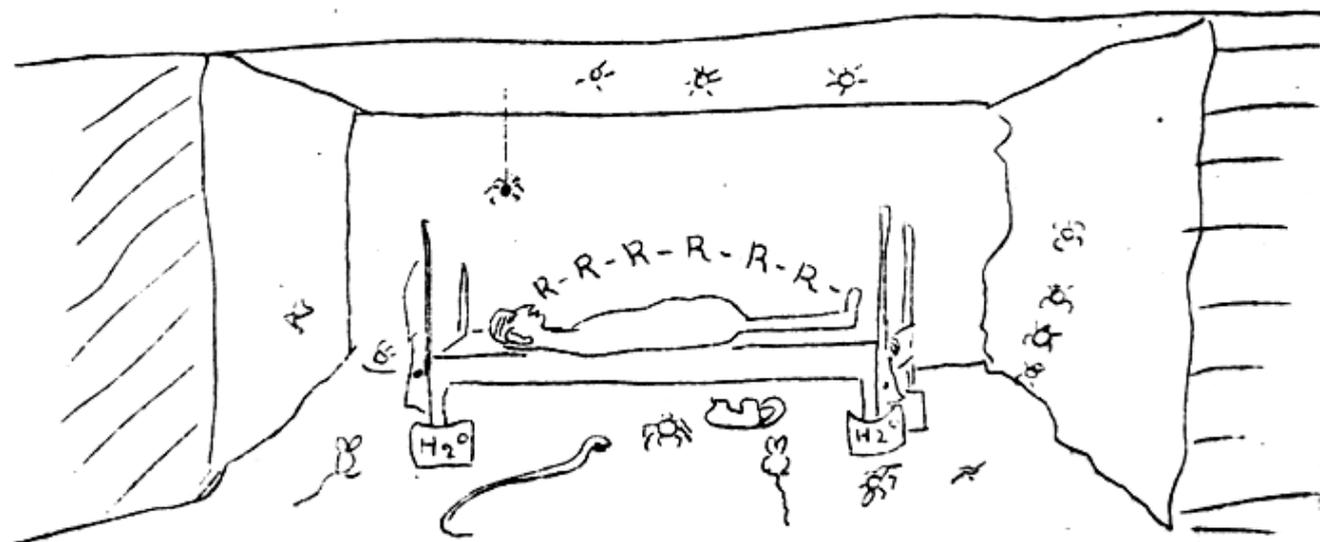
Während der langen Kriegsjahre zeigten Rd. Remtlov und seine Kameraden Mut und Geschicklichkeit im aufreibenden Kampf gegen die Langeweile. Einen Beweis seiner eisernen Nerven erbrachte unser Held bei dieser Gelegenheit,

indem er trotz des in der Ferne deutlich wahrnehmbaren Kanonendonners einen Grand ohne vier haushoch gewinnen konnte!!

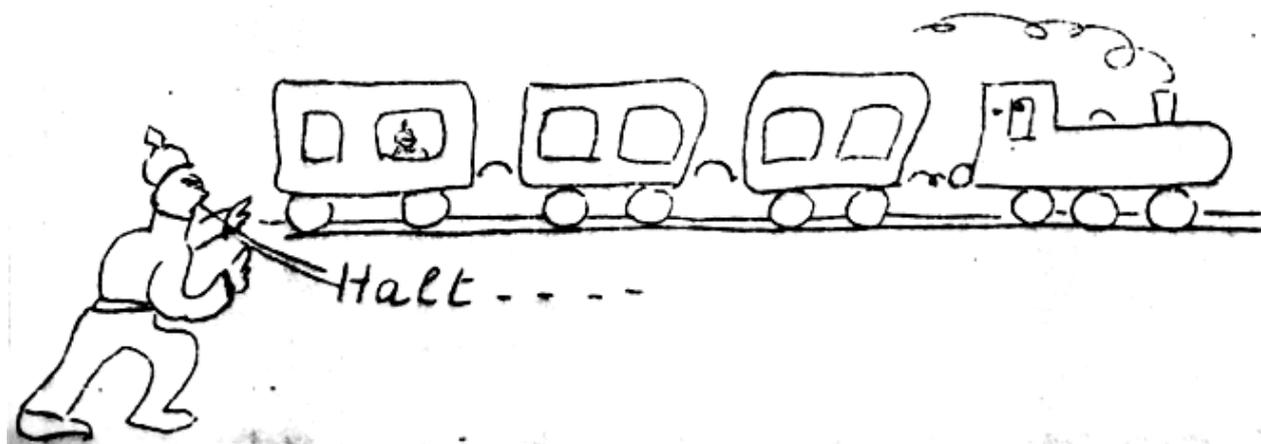
Die wohlverdiente Auszeichnung in Gestalt des Kaiserlichen Kreuzes blieb dann auch nicht aus. Auf nebenstehendem Bilde sieht man die Verleihung durch Kaiser Wilhelm vor der Kompanie.



Dieser Erfolg war aber nur ein Anreiz zu neuen Heldentaten. Im erbitterten Ringen gegen Mäuse, Blindschleichen, Flöhe, Läuse und Wanzen erwies sich unser Held als Genie an Strategie und Taktik !!



Die nun fällige Rangerhöhung des Gefreiten Remtlov blieb aus, da der Zug nach Holland leider zu früh abfuhr.....



Ort : Ilmenau (Thür.)

Zeit : Auf dem Rückweg vom Kikelhahn spornte Bubi seine Zöglinge zu größter Eile an. Er hatte mit Zuspätkommen in Jugendherbergen schlechte Erfahrungen gemacht (siehe Hausberge) und scheinbar einen Heidenrespekt vor energischen Frauenzimmern !

Nichts desto trotziger ließen wir uns Zeit und kamen 1 Stunde zu spät ! Gewitterwolken auf der Stirn der Herbergsleiterin ! Ankunft im Schlafsaal, wo auch bereits andere Wanderer untergebracht waren, Erregte Unterhaltung. Energischer Einspruch eines Fremden, der unbedingte Ruhe verlangte. Plötzlich setzt Micky Maus sich aufrecht ins Bett und - singt laut unter die Schläfer :
" Min leewe Kuhlmann, hol Du Din Mulman ! " - - - - -



Ort : Weimar. Garten des Goethe Häuschens.

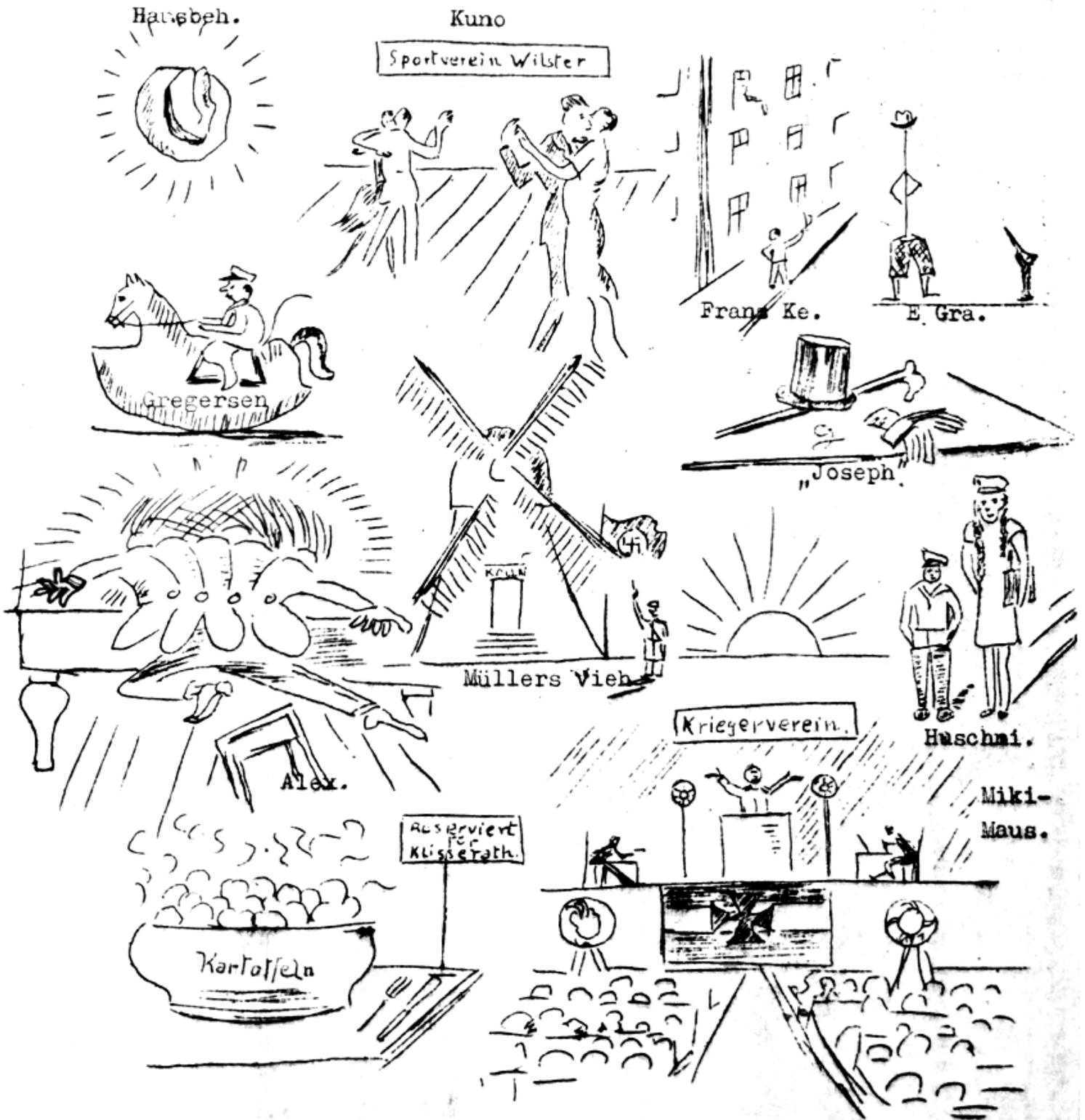
Zeit : 3 1/2 Uhr nachm.

B u b i ist müde geworden und schläft, seelig hingegossen, im Grase des Gartens ein. Das konnten die bösen Kinder nicht lange mit ansehen, und nach ca. 1/2 Stunde bot sich den fremden Passanten folgendes Bild : Mitten im Grase liegt ein männliches Wesen, den Hut tief übers Gesicht gezogen. Die Hochfläche der Brust und des Bauches erstrahlte im festlichen Schmuck dreier Sterne aus Bananenschalen, während der linke Arm einen Stock an den Körper preßt, der gekrönt wird von einem Schild : Dr. Voltmer aus Itzehoe in Holstein.

Besichtigung 10 Pfg.



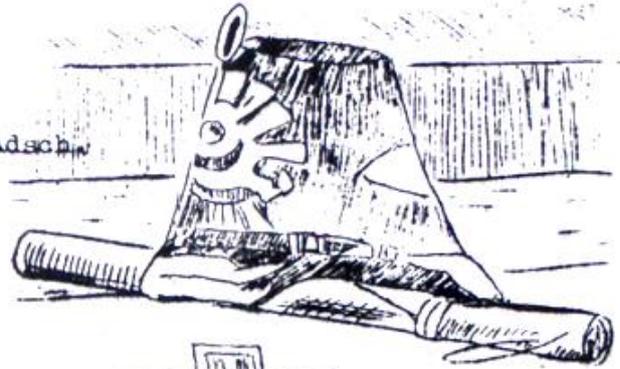
AUS BUBIS BILDERBUCH.



Edsch.



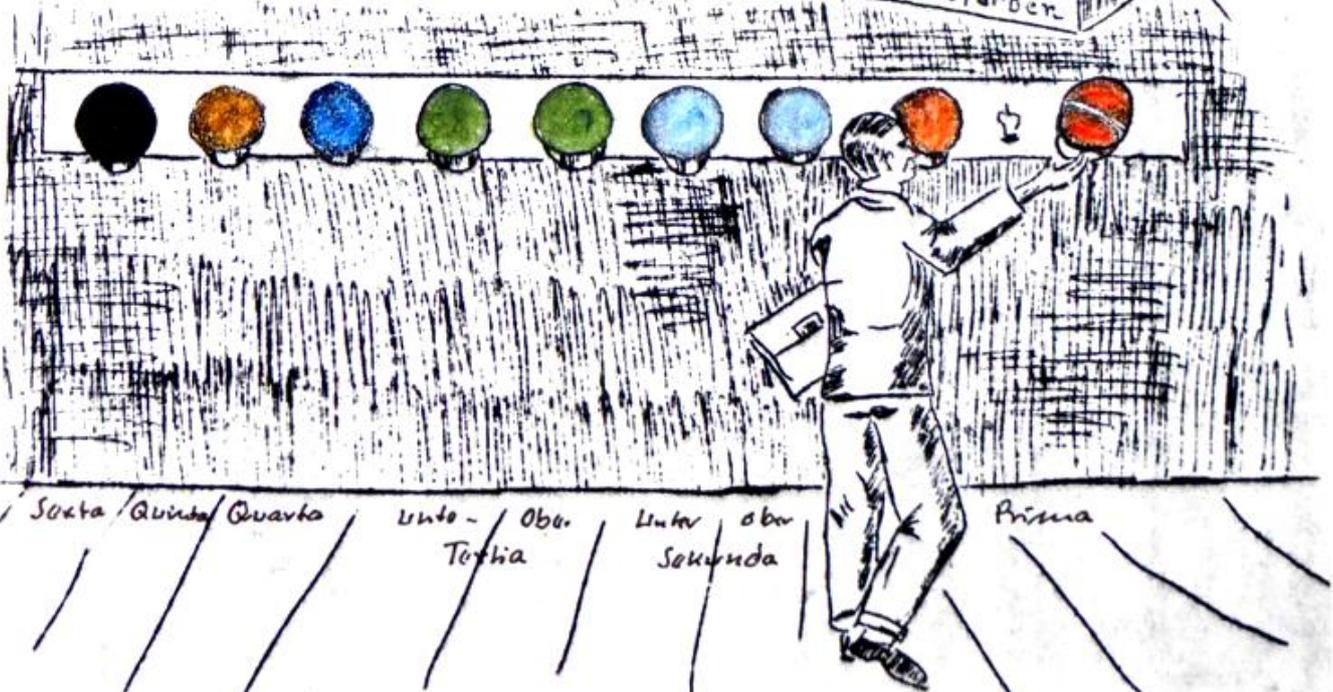
Adsch.



Guschen.

Jetzt weht hier frische Luft!

Freiheitsfarben



Die Farben der Klassenweitzonen an der Kaiser-Karl-Schule, Jt20400 bis 1938

Von einem bekannten Dichter.

(*Dr. Volkman*)

*Zeile 2
Vorbereitung!*

1. Behrens :

Ledig des schuftenden Zwangs, froh des erwachenden Frühlings,
Lagert der Behrens am Deich, sinnet und döset und träumt,
Krampfhaft drückt die Hand ihm den Hut auf die Haare,
Dass ihn kein töckischer Wind elbwärts etwa entführt
Und das Haupt des Symbols männlicher Reife beraubt.
Ziells wandern Gedanken, mahgelt der leitende Wille,
Und so träumet denn auch Behrens verworrenes Zeug.
Erst versinkt er in Dir, Seele des ländlichen Mädchens;
Höher als Anmut und Geist schätzt er Dein fühlendes Herz.
Selig will er im Traum sie, die er liebet, umfassen;
Doch er greift in die Luft, sinket zurück auf sein Herz.
Albdruck quälet ihn bald : Er träumt verstört vom Examen !
Perlend rinnet der Schweiß, weil er die Wortsippe coeur
Voller Wissen und Geist gründlich den Herrn soll erklären.
Coeur, das ist ihm bewusst, zeigt sich verwandt mit courage
Und auch die Körung des Stiers passt nach dem Sinne dazu.
Doch dann stocket er schon, weil er das genus verwechselt;
Peinlich ist dieses für den, der biologisch geschult.
Le coeur, so stammelt er nun, heisse es wohl bei den Männern,
La coeur wird es genannt, sitzt es in weiblicher Brust.
Alles schüttelt den Kopf ab dieses grammatischen Unsinn,
Welches dem Prüfling beweist, dass ihm der Durchfall gewiss.
Stöhnend wirft er sich drum zur rechten Seite hinüber,
Aber mit solcher Gewalt, dass er ins Trudeln gerät
Und wie ein Spielball der Schwerkraft unten landet am Deiche.
Jäh entrissen dem Traume, sucht er zunächst nach dem Hut,
Wandelt voll Missmut zum Dorf, tritt in die trauliche Schenke,
Er bestellt einen Schnaps, und siehe, ein Wunder geschieht :
Leicht erscheint ihm sogleich die Lösung der peinlichen Frage,
Wie sie jedwedem erscheint, den St. Margrethen gebar :
Weder ein le noch ein la passet zu coeur als Artikel,
Li-kör heisst es hier nur und wird von den Herren getrunken
Auf das herzliche Wohl ländlichen Damengeschlechts.

2. a) Der Callsen hat sicher nach allem das Zeug
Zu einem Ritter im Geistesreich.
Er hat sich noch nimmer gefürchtet vorm Streiten
Mit Worten und anderen Mündlichkeiten.
"Ja - aber" war Kunos ständige Rede
Als Antwort bei jeglicher Geistesfehde.
- b) Natürlich ging Kuno mit vielen Zwei'n
Siegesgewiss ins Matur hinein;
Und als man ihm nach beendeter Schlacht
Herzliche Glückwünsche dargebracht,
Da sprach er " Ja aber in Mathematik
Da hatte ich dies Mal doch wenig Glück !"
- c) Der Kuno schwärmt heftig fürs dritte Reich
Und meint, es komme spätestens gleich,
Doch wenn man ihm sagt, die Nazis sei'n
Zum Regiment noch an Zahl zu klein,
Dann sagt er "Ja aber wir haben noch Zeit",
"Bis wir zur Rettung des Reiches bereit !"

- d) Der Kuno hat feuerfesten Verkehr
d.h. eine Braut, die liebt er sehr.
Bleibt er ihr treu bis zum Tage der Trauung
Und fragt ihn der Pastor dann voll Erbauung :
"Seid beide bereit ihr zum Ehebund ?"
Kommt sicher : "Ja aber !" aus Kunos Mund.
- 3.) Ein kluger Franzmann hat einmal gesagt :
Die Frau'n, von denen man nur wenig spricht,
Sind darum sicherlich die schlecht'sten nicht,
Weil keine Weibeseitelkeit sie plagt.
Wie schade, dass der gute Falk nicht weiblich ist !
Er wär' gewiss nicht eitel und doch lieblich anzuschau'n,
Und da er gerne schweigt, auch eine jener Frau'n,
Von denen niemand Schlechtes zu verbreiten wüsst'.
- 4.) Es glänzte der Franzke gerade nicht
† Durch schwungvolle Reden im Unterricht,
Tat lieber den Geist verpuffen
In witzigen Zwischenrufen.
Er hatte sich dieses so angewöhnt,
Dass er beständig dazwischen getönt.
Kein Wunder, wenn er auf diese Art
Ein richtiges "Unterbrechmittel" ward.
- 5.) Es wuchs der Gravert in der Wilstermarsch, der **fetten**
† Zu eines Riesen Leibesmass empor,
So dass zu grader Lage in normalen Betten
Für ihn sich jede Möglichkeit verlor.
So hat der Gravert früh gelernt, den Rücken beugen
Und es wär' schlimm, wenn dieses anders wär',
Denn niemand muss sich wohl so oft zum Boden neigen
Als wie der Wasserbauteningenieur.
Doch eine Frage drängt sich da auf meine Lippen :
Der Gravert, der noch nie dem Bier geflucht
Und den noch keiner sah am Glase Wasser nippen,
Gerade der kriegt nun die Wassersucht ?
- 6.) Greggersen, der heisst Corl Dreier
† wegen seiner vielen Drei'n.
Nüchtern und prosaisch sei er,
So gestand er selber ein.
Jedes breite Kunstgefasel,
Jeder Aufsatzschwögestil,
Das französische Gequassel,
Das Jonglieren mit Gefühl
Alles, was da hochpoetisch,
Alles, was nach Mode riecht,
Was prophetisch und ästhetisch,
Alles dieses schätzt er nicht.
Aber scheint er noch so nüchtern,
Eins zu hören macht mich froh :
" In der Liebe", sprach er schüchtern,
"Ach, da bin ich gar nicht so !"

7.) † Hans Hingst war schon in den Vorschuljahren
 Ein freundliches Kind mit sanftem Gebahren.
 Der Westmann indess auch derselben Klasse
 Gehörte zu einer weit lebhafter'n Rasse.
 Einst gab Fritze Poppe dort Heimatkunde.
 Kaum ist verflossen ein Viertel der Stunde,
 Da meldet sich, offenbar angstbeflügelt,
 Der Westmann und jammert ungezügelt :
 "Herr Poppe, Herr Poppe, ich muss mal raus !"
 "Ach was, kaum ist erst die Pause aus,
 "Da kommst Du schon wieder, um auszutreten ?"
 "Herr Poppe, es ist aber sehr vonnöten!"
 "Na schön, dann verschwinde nur meinetwegen."
 Dem Westmann kam dieses äusserst gelegen.
 Worauf Hans Hingst natürlich denn glaubt,
 Was Westmann, werde auch ihm erlaubt.
 So gehen die beiden denn auch selbst
 Sich zu entwässern, zur Kaaksburger Wand,
 Und sind dann zusammen ganz unbeschwert
 Zur Heimatkunde zurückgekehrt.
 Dann ging Hans Hingst auf Herrn Poppe zu
 Und sagte zu ihm in behaglicher Ruh' :
 "Herr Poppe, der Friedrich hat gar nicht gemusst !"
 Dies weckte bei Westmann den Zorn in der Brust.
 "Ich musste doch !" rief der kleine Wicht.
 "Nein", sprach Hans Hingst, "Du musstest nicht."
 "Zuerst, da musste ich zwar nicht sehr,
 Aber nachher kam doch also mehr !"
 Doch Hans, der lässt sich den Mund nicht stopfen
 Und äussert verächtlich : "Och, die paar Tropfen !"
 Bei diesem gemütlich gesprochenen Wort
 Reisst es den Fritz zu dem Widerspruch fort :
 "Ja aber, was hätt ich blos angefangen,
 "Wär' das alles in meine Hose gegangen!"

8.)

Es rauschet durch unser Städtchen
 Ein reissender Tränenbach,
 Das sind die Zähren der Mädchen,
 Die fliessen dem Kemme nach.
 Sie wollen und können's nicht fassen
 Dass Ali so herzlos ist,
 Für immer sie zu verlassen,
 Und anderswo andere küsst.
 Sie können ihn nicht entbehren
 Im Saale beim schmissigen Tanz,
 Sie möchten noch öfter verehren
 Dem Mimen den Dankeskranz.
 Sie wollen und können nicht missen
 Der Stimme schmeichelnden Klang,

Sein liebeentfachendes Grüssen
 Den weichen, den federnden Gang.
 Ihr Mädchen, was sollen die Zähren,
 Der wehmutverschleierte Blick ?
 Der Ali wird sicherlich kehren
 Dereinsten zu Euch zurück.
 Doch muss er noch erst studieren,
 Wie schmerzende Wunden man heilt,
 Und wird Euch alle kurieren,
 Wenn Ihr dann zu ihm eilt.
 Dann wird er nicht Herzen mehr
 .. knicken,
 Wie einst als Primaner, O nein !
 Dann wird, Eure Herzen zu flicken
 Sein Spezialfach sein !

9.) Die holde Kunst des Orgelspiels zu üben
 Ist Alex Kern Bedürfnis und Genuss.
 Er hat sie stets mit ernstem Fleiss betrieben :
 Ihn weihte jung der Muse Segenskuss.
 Gern sah ich zu, wenn über alle Tasten,
 Als hätte Bach sie liebevoll gelenkt,
 Die beiden Hände wiesehurtig rasten,
 Die Füsse sich auf das Pedal gesenkt,
 Wenn über Noten flink sein Auge huschte,
 Kurz, all sein Wesen in Musik zerfloss,
 Ganz ohne, dass er auch nur einmal pfuschte,
 Ach, das war schön, und wie ich das genoss !
 Doch schöner noch als all sein Künstlerwalten
 Empfund ich eins voll Dank und Seligkeit :
 Jetzt muss er doch, Gottlob!, die Klappe halten,
Jetzt hat er doch zum Pflaumen keine Zeit !

10.) Hans Klisserath, der Kleine
 Zieht in die Welt hinaus.
 Er sucht am Deutschen Rheine
 Ein Apothekerhaus.
 Mir ist das Herz so trübe !
 Ob er das Haus wohl find't ?
 Das Hänschen ist, das liebe,
 Ja noch ein halbes Kind.
 Hat Angst vor fremden Ländern
 Und liebt sie alle nicht;
 Dies konnte auch nicht ändern
 Herr'n Nolte's Unterricht.

Wenn er sich nun verirrt
 Und käm' ins Niederland
 Und sich dort ganz verwirrt
 Sein ängstlicher Verstand !
 Wenn er das Land der Lilien
 Und Tulpen mit dem Haag
 Nun hielte für Brasilien,
 Das wär' ein schlimmer Schlag !
 Es könnte ihn nur heilen
 Von diesem Nervenklaps
 Nicht häufig, doch bisweilen
 Ein Apothekerschnaps.

11.) Noch heute ist für manshen der Knigge
 Zum guten Benehmen die beste Brücke.
 † Dies hatte auch Klisseraths Werner begriffen,
 Denn er sprach zu sich selbst : "Ich bin ungeschliffen !"
 Hier oben im formenverachtenden Norden
 Ist man's vielleicht nicht gewahr geworden.
 Aber dort unten am Moselstrande,
 Dem alten kulturfeinen Römerlande,
 Dort muss ich mich wohl oder übel bequemen
 Zu einem feinern und bessern Benehmen.
 Und dazu gehört natürlich der Tanz;
 Den braucht man beim rheinischen "Mummenschwanz" !
 So hat sich der Werner denn fleissig geübt,
 Wie man schön artig das Pfötchen gibt,
 Wie man die Tiefe bei einer Verbeugung
 Taktvoll bestimmt nach Respekt oder Neigung,
 Wie rückwärts man aus der Türe geht
 Und was da sonst noch im "Knigge" steht.
 Doch als er dieses nun alles konnte
 Und sich in dem eigenen Können sonnte,
 Da sah er mit Schrecken und Graus, er habe
 Vom Knigge erwischt die "Kutscherausgabe".

12.) Der Kölln hat kritischen Verstand
 Und was er weiss, kann er gewandt
 Und überzeugend von sich geben
 Als Mann von reichem Innenleben.

Mitunter sieht er aus, als schlief er,
 Doch plötzlich mahlen seine Kiefer,
 Woraus sich stets ergeben hat
 Ein geist'ges Mühlenfabrikat. *Kölln Mühlenwerke*
 So wusste auch Herr Koelz zu schätzen, *Friedrichstadt*
 Wenn Kölln in wohlgebauten Sätzen
 Und tiefgeschürfter Denkerklarheit
 Erklärte eine Glaubenswahrheit.
 Indessen kam's mitunter vor,
 Dass Kölln den Anschluss ganz verlor,
 Weil er gerade davon träumt,
 Ob sich denn nichts auf "Leni" reimt.
 Er ist nicht etwa Leninist,
 Im Gegenteil, damit Ihr's wisst :
 Stammt man wie Kölln aus Friedrichstadt,
 Wo's eitel viele Juden hat,
 Ist man natürlich patriotisch,
 Ums gleich zu sagen naziotisch.
 Und muss dann auch in Wirtschaftsdingen
 Mit Feder'schen Gedanken ringen,
 Muss Banken sozialisieren
 Und immer Brüning kritisieren
 Und muss dann auch, was man gewann,
 Brav teilen mit dem Arbeitsmann.
 Doch hört Ihr dies, dann sagt mal, ist
 Der Kölln nicht doch ein Leninist ?

- 13.) a) † Noch einmal sattelt, O Ihr edlen Musen
 Den wacker'n Klepper mir, den Pegasus !
 Noch einmal muss ich hochpoetisch schmusen,
 Mir selbst und Euch zum köstlichen Genuss.
 Es sprengt mir fast der Dichtertrieb den Busen,
 Weil ich den Edward Rönnau preisen muss.
 Denn keinen sah ich je in Eurer Mitten,
 Der so wie er um Dichterruhm gestritten.
- b) Stets blumig war bei ihm der Stil der Sprache,
 Stets tief der Inhalt dessen, was er schrieb,
 Und niemals gab es eine Modesache,
 Die er nicht gleich ergriff und eifrig trieb.
 Sieht er auch selten aus, als ob er wache,
 Der Geist in ihm doch stets lebendig blieb,
 Und immer sah man seinen Mund umfächeln,
 Ein feines, stets konventionelles Lächeln.
- c) So ist denn Edward für die Heil'genstedter
 Was einst für Weimar Herr von Goethe war,
 Und was er schafft, wird früher oder später
 Dem ganzen Volke köstlich offenbar.
 Gleich jenem ist auch er nur Schwerenöter,
 Weil Lyrik ohne Liebe nie gebar,
 Drum Heil Dir !, Edward, künft'ger Weltpoete !
 Heil Dir, Du Heil'genstedt'ner Goethe !
- 14.) a) Ernst Rönnau, unser Etappenschwein,
 Sass auf der Reise oft ganz allein
 Mit Sharkey in unserm Wagen.
 Konnt's Tippeln nicht recht vertragen.
 Drum hat ihn denn einer 'nen Faulpelz genannt,
 So schmetterte Ernst überlegen ins Land :
 "Mien leebe Kuhlmann, Hol du dien Mul man !"

- b) Zu Ilsenburg in dem Nachtsyl,
 Da war's, wo's einem Gast missfiel,
 Dass zwei so dumme Laffen
 Noch redeten vorm Schlafen.
 Doch als er noch lange geschimpft und gebrummt,
 Hat schliesslich Ernst Rönnau ganz leise gesummt :
 "Mien leebe Kuhlmann, Hol du dien Mul man !"
- c) Einst hat der Ernst politisiert
 Und sich gewaltig echauffiert
 Über den Rundstückwucher
 (Er meinte den Grundstückwucher !).
 Da nahm in ein stämmiger Bäcker sich vor
 Und brüllte ihm schallend ins rechte Ohr :
 "Mien leebe Kuhlmann, Hol du dien Mul man !"
- d) Als Ernst am 18. Januar
 Vom Kriegerverein gebeten war,
 Zu reden auf dem Feste
 Vor einer Unzahl Gäste,
 Da sprach der Ernst zwei Stunden lang
 So dass zuletzt der Sang erklang :
 "Mien leebe Kuhlmann, Hol du dien Mul man !"
- 15.) O wie erfreulich ist's in diesen schlimmen Tagen,
 Wenn noch ein Jüngling nach den Idealen strebt;
 Wenn er beweist durch Reiterstiefel und durch Schällerkragen,
 Dass noch in ihm der Geist der Ritter und der Dichter lebt;
 Wenn einer keine liebt als hochgewachs'ne Frau'n,
 Von denen jede ihn um Haupteslänge überragt,
 Nur um zu ihnen andachtsvoll emporzuschau'n
 Und ja nicht mehr als, schüchtern sie zu grüssen, wagt.
 O Hermann Schmidt, Du wurdest viel zu spät geboren,
 Denn geh' ich mal des Rittertums Gestalten durch,
 Wie Schiller sie verklärt, dann ist an Dir verloren
 Zum mindesten ein Rudenz oder Ritter Toggenburg.
- 16.) † Der Adolf Schuldt, genannt der "Adsch"
 Sagt nun noch häufig gerne "Quatsch !"
 Und "Mensch, Du bist wohl appeldwatsch !"
 Zumal, wenn einer sich beim Skat
 Recht dusselig benommen hat.
 Der Adsch, der will zur Polizei
 Als Offizier, Ei ei, Ei ei !
 Da lernt er sicher mancherlei,
 Was heute noch sein stolzer Geist
 Recht überlegen von sich weist.
 Die Uniform tut's nicht allein;
 Ein Sipo muss stets hilfreich sein
 Den Damen, Kindern, alten Leuten
 Wenn sie die Strassen überschreiten.
 Er muss auch höflich Auskunft geben
 Dem, der da fremd im Grosstadtleben.
 Auch darf er nie in schwer'gen Lagen
 Kundtun, dass ihn die Nerven plagen;
 Stets sei im Streit der Gummiknüttel
 Sein letztes Ueberzeugungsmittel,
 Und so verlangt man allerlei
 Von solcher Grosstadtpolizei.
 Nur eine jener Sipopflichten
 Kann Adsch gewiss sofort verrichten :
 Den "Strassendienst" bei Tag und Nacht
 Hat er schon jahrelang gemacht.

17)

Den guten Gustav Stehn,
Den kann man häufig sehn,
Wie er in Wald und Flur
Am Busen der Natur
Sich Malmotive sucht
Und sie dann schnell verbucht.
Mitunter aber hat
Er einen Apparat
Zum Typen bei sich bei
Und knipst dann allerlei.
So sah ich ihn einst warten
Bei meinem Schrebergarten,
bis eine stramme Maid
Im sommerhellen Kleid
Und weisser Wister-Mütze
Erschien in voller Hitze.
Ich hab' vergnügt gelauscht,
Wie Grüsse sie getauscht;

Und da man gerne typt
Das Mädchen, das man liebt,
So hört' ich Gustav Stehn
Zu seiner Liebsten fleh'n,
Dass ihm für treue Liebe
Ein Bild von ihr verbliebe.
Sie ziert sich erst ein Weilchen
Und zieht ein Schmollermäulchen.
Dann lässt sie's doch gescheh'n.
Es freut den Gustav Stehn,
Dass bald der Apparat
Sie aufgenommen hat.
Dann wandeln sie in Ruh'
Dem "Paradiese" zu.
Wer Gusch daraus vertrieben,
Ist nicht geheim geblieben.
Den Franzke müsst Ihr fragen;
Der kann's Euch sicher sagen.

- 18) a) † Klaus Thode oder Gandhi mit dem Salzgesicht,
Der kannte eine Maid, die ihn sehr stark entflamte.
Sie wohnte zwar in dem geliebten Hodorf nicht,
Wogegen sie aus Wöhrden hinter Heide stammte.
- b) Es kam von ihr ein Schreibebrief jedweden Tag,
Und ihre Liebeszeilen wurden immer netter,
Vor allem aber eins : In jedem Briefe lag
Aus Wöhrden eine Nachricht für die Itzehoer Blätter.
- c) Da plötzlich knickte diesen zarten Liebestrieb
Mit roher Faust des Mädchens grober Vater;
Er sandte Gandhi einen Brief, in dem er schrieb :
"Sie sind ein Taugenichts !" Ja wohl ! das tat er !
- d) Ach, wenn der ehemal'ge Schwiegervater wüsst',
Was er für einen gutgestellten Eidam hatte,
Da dieser dreifach gut verdient : Als Journalist,
Als Lichtgeldeinkassierer und zumal beim Skate.

oha oha oha oha oha oha oha oha

Abitur 1931

Im Reform-Realgymnasium bestanden 16 Oberprimaner der Olrg die Prüfung:

Hans Behrens	Klaus-Werner Thode
Wilhelm Franzke	Kuno Callsen
Erich Gravert	Hans Gregersen
Alfred Kemme	Alexander Kern
Hans Klisserath	Werner Klisserath
Ernst-Erich Kölln	Eduard Rönnau
Ernst Rönnau	Hermann Schmidt
Adolf Schmidt	Gustav Stehn

Mit folgenden Aufsatzthemen konnten sich die Prüflinge auseinandersetzen:

1. „Meinen ‚Demetrius‘ unterscheidet von dem Schillers eine so ganz verschiedene Betrachtungsweise, daß ich kaum noch das Recht behalten werde, von Schillers ‚Grundidee‘ zu sprechen.“ Die Berechtigung des Hebbelwortes ist zu prüfen.
2. „Nicht bloß der Panslavismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die tschechische Frage, ja selbst heute noch die italienische in Trentino, in Triest und an der Dalmatinischen Küste können zu Kristallisationspunkten ... für europäische Krisen werden.“ – Wie weit ist dies Wort Bismarcks im Weltkriege wahr geworden?
3. „Je mehr der Mensch durch die Technik herrschen will und tatsächlich herrscht, um so mehr wird er auch wieder beherrscht.“ (K. Scheffler)
4. „Soweit man überhaupt wagen mag, ein Kunstwerk ... auf Grund stilkritischer Untersuchungen einem bestimmten Meister zuzuschreiben, dürfen wir den Goschhofaltar aus Eckernförde als eine Arbeit Hans Brüggemanns, des Meisters des berühmten Hochaltars im Dome zu Schleswig, ansprechen.“ (G. Brandt)
„Der Goschhofaltar kann nicht als ... Werk des Hans Brüggemann angesehen werden.“ (W. Passarge)
Was weiß ich auf Grund der vorliegenden Abbildungen für die gegensätzlichen Ansichten anzuführen?



Goschhofaltar



Alexanders Abiturzeugnis 1931

Staatliche Kaiser-Karl-Schule zu Itzehoe
(Reformgymnasium mit Latein ab VIII und
Oberrealschule)

Zeugnis der Reife

Alexander Kern, geboren am 6. I. 1911 zu Itzehoe,
Kreis Steinburg war 10 Jahre auf dem Realgymnasium
und zwar 2 Jahre in Prima.

Seine Leistungen waren:

1. Religionslehre: gut
2. Deutsche: genügend
3. Französisch: nicht genügend
4. Lateinisch: genügend
5. Englisch: genügend
6. Geschichte: genügend
7. Erdkunde: sehr gut
8. Mathematik: genügend

9. Physik: genügend
10. Chemie: gut
11. Biologie: ----
12. Zeichnen und Kunstunterricht: gut
- 12a. Linearzeichnen ----
13. Musik: sehr gut
14. Leibesübungen: genügend
15. Wahlfreie Fächer und Arbeits-
gemeinschaften: Biologische Ar-
beitsgemeinschaft Ol: gut

Er hat die Reifeprüfung bestanden.
Der unterzeichnete Prüfungsausschuß hat
ihm demnach
das Zeugnis der Reife
zuerkannt.

Kern will Musiklehrer werden.

Itzehoe, den 6. März 1931
Staatlicher Prüfungsausschuß:
Erichsen, Oberschulrath
Prüfungsleiter

Dr. Mähl, Oberstudiendirektor als
Anstaltsleiter

Jansen, Oberstudienrat
Koelz, Studienrat

Dr. Voltmer, Studienrat



Dr. W. Nolte, Studienrat
Dr. Reiche, Studienrat
Schröder, Turnlehrer
Kaufmann, Zeichenlehrer
Spreckelsen, Musiklehrer

**Kerns Abiturzeugnis
abgezeichnet u. a. von
Turnlehrer Schröder, seinem
späteren Nachbarn, und Otto
Spreckelsen, Leiter des
Itzehoer Konzertchors**

Erinnerungen von Mitschüler Ernst Rönnaus aus den 1950er-Jahren (Quelle?):

Soll ich bei dieser Gelegenheit etwas über meine Mitabiturienten berichten, worum in früheren Schulheften gebeten worden war? Erinnerungen an alle diejenigen, die einmal meine Klassenkameraden waren, würde zu weit führen und ein Buch füllen! Wir gingen Ostern 1931 mit 19 Schülern ins Abitur, wovon 18 bestanden und der Durchgefallene es beim zweiten Anlauf im Herbst schaffte. Hiervon sind allein 9 im Krieg gefallen, und zwar: Werner Dörwald aus Itzehoe, Dr. rer. nat.; – Wilhelm Franzke aus Itzehoe, Zahnarzt; – Erich Gravert von dem alten Familienstammhof aus Groß-Krempdorf, Dipl.-Ing.; – Hans Gregersen aus Itzehoe, Lehrer; – Hans Hingst aus Itzehoe, Offizier; – Werner Klisserath, ein Landfremder aus Cochem an der Mosel, Apotheker; – Eduard Rönnaus aus Heiligenstedten,



Itzehoer Marktplatz mit Hotel Stadt Hamburg (Mitte) und Rathaus (rechts)

Lehrer und Erbe eines schönen Hofes in Sommerland; – Adolf Schuldt vom Schuhgeschäft in der Paaschburg, Offizier; – Klaus-Werner Thode aus Hodorf/Stör, Verlagskaufmann bei den damaligen Itzehoer Nachrichten.

Und was ist mit den Überlebenden? Sie haben sich seit der so fröhlich und feucht verlaufenen Abiturfeier im Hotel Stadt Hamburg, auf der wir uns an der wohl besten Abiturzeitung erfreuten, die jemals gemacht worden ist, nie wieder gesehen. Dabei bestand unter uns ein ganz besonders fester Zusammenhalt mit unserem Bubi Voltmer als Klassenlehrer. Unter seiner Leitung und mit unserer Mitarbeit wurde seinerzeit die Zeitschrift unserer Vereinigung ins Leben gerufen. Mit unserer ausgezeichneten Schauspielertruppe traten wir in Itzehoe und den umliegenden Städten und Dörfern erfolgreich mit unseren meist plattdeutschen Theaterstücken auf, wobei unser Bubi Voltmer den Spielbaas machte. Es

war im übrigen Ehrensache, daß wir [und die] den Ton angeben und etwas übel beleumdeten „Bahnschüler“ nur platt miteinander sprachen. Mit dem Theatergeld unternahmen wir dann die ersten „großen“ Klassenreisen im gemieteten Autobus von Reimers, Marne, in den Harz – 1929 – und nach Thüringen – 1930 –. Das war damals bahnbrechend. Im Heft 4 dieser Zeitschrift ist die Harzreise – erzählt in munteren Versen frei nach Wilhelm Busch – nachzulesen. Dabei führten wir auch eine eigene Musikkapelle mit, die in Seesen und Bad Grund zum Tanz aufspielte. Aber, wie gesagt, die auf der Abiturkneipe beschworene Wiedersehensfeier hat nie stattgefunden.

Unsere Pauker waren die Lehrer, die unserer Schule für lange Jahre Ansehen und die besondere Originalität gegeben haben. Die meisten von dieser Generation sind in den letzten Jahren hochbetagt verstorben und in Nachrufen in diesem Mitteilungsblatt gerecht gewürdigt worden.

Von unserem Bubi Voltmer, unserem Klassenlehrer, wurde schon berichtet. Er unterrichtete uns in Englisch und Französisch und erzählte uns, wenn er seinen „Guten“ hatte, eine Stunde lang Witze. Professor Koelz – Abi – versuchte, uns Latein beizubringen und merkte infolge seiner Schwerhörigkeit nicht, daß wir seine Klassenarbeiten mittels Vorsagen stets als Gemeinschaftsaufgaben lösten. Professor Jansen – Geck –, der immer noch schneidige frühere Oberleutnant der Itzehoer Neuner, exerzierte mit uns schwierige mathematische Berechnungen. Bei Voss – Ibel – lernten wir bei Kreuzungen von blauen und gelben Wellensittichen Mendels Erbgesetze am lebenden Objekt. Mit unserem Deutschlehrer Kurt Reiche, der jetzt das Gymnasium Meldorf leiten soll, beschäftigten wir uns wohl zwei Jahre lang mit Goethes Faust 1. und 2. Teil. Kaufmann und Spreckelsen waren für den Zeichen- und Musikunterricht zuständig. Turnlehrer „Kasper“ Schröder betrieb an uns Augendiagnose und machte aus uns beachtliche Turner und Sportler. Und unser Chef – Jochen Mähl – war uns ein guter Geschichtslehrer und verstand es, unser Interesse für die schleswig-holsteinische Geschichte und Bismarcks Reichsgründung zu wecken. Vergeblich hat er sich seinerzeit nur darum bemüht, aus uns gute Demokraten zu machen.

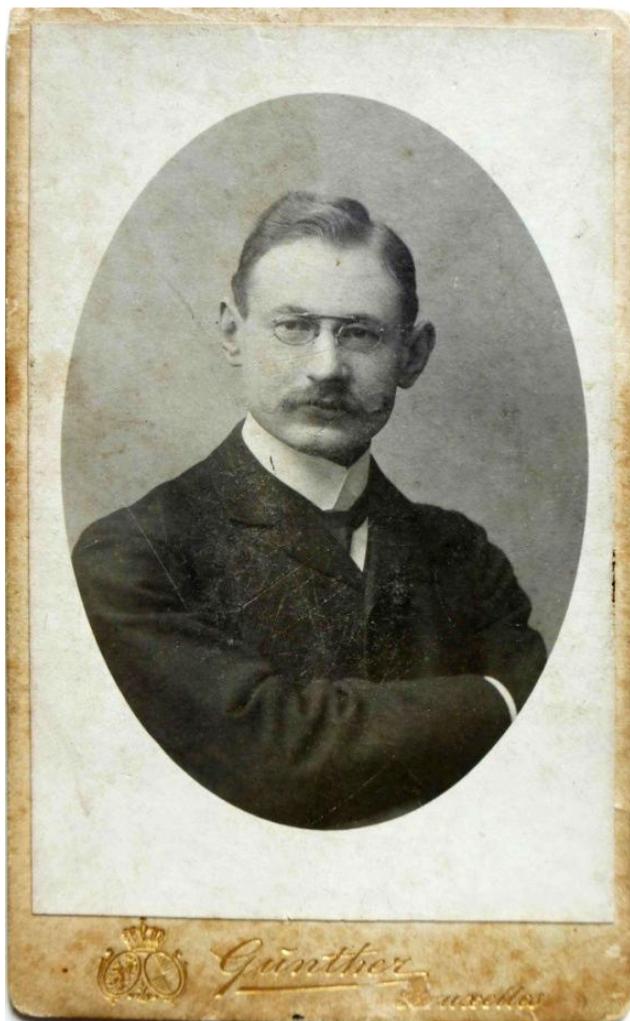
Doch ich wollte noch von den Überlebenden berichten. Der früher so zarte Hans Behrens aus St. Margarethen ist jetzt ein sehr behäbiger Oberkreisveterinär in Meldorf. Kuno Callsen aus Burg/Dithmarschen wurde Jurist und hat schwere Schicksalsschläge erleiden müssen. Alfred – Ali – Kemme, Hamburger und Don Juan der Breiten Straße, auf der damals unser Bummel stattfand, ist Arzt in München.

[Text unvollständig]

Daten aus dem Leben unseres Vaters Dr. Adolf Kern (1878–1918)

(Ergänzend zu den Aufzeichnungen unserer Mutter 1942 „Aus dem Leben Eures Vater Adolf Kern nach dem Gedächtnis aufgeschrieben von Eurer Mutter. Ein Weihnachtsgruß für meinen lieben Soldaten.“)

Er wurde geboren in Lübben/Spreewald am 6. Dezember 1878. Sein Vater war Handwerksmeister – Lohgerber; er hatte einen eigenen Betrieb verbunden mit einigen



Ländereien am Ufer der Spree. Adolf junior besuchte das Realprogymnasium in Lübben von 1885 bis 1894 und dann noch drei Jahre, bis 1897, das Realgymnasium in Frankfurt/Oder; Abitur 1897. Adolf Kern studierte von 1897 bis 1903 an den Universitäten Berlin und Halle-Wittenberg: Englisch, Französisch, Philosophie und Geschichte, und promovierte 1902 mit der Dissertation: „Chapman's Tragödie ‚Caesar and Pompey‘ und ihre Quellen“ zum Dr. phil. Im Jahre 1903 bestand er die Turn-Lehrerprüfung und im selben Jahr das Examen „pro facultate docendi“³⁸. Er absolvierte seine Ausbildungszeit in den Gymnasien in Bromberg, Gnesen und Wandsbek. 1904 trat er in die Deutsche Schule in Brüssel/Belgien ein als wissenschaftlicher Lehrer und wurde am 1. 4. 1905 zum Oberlehrer ernannt. Im Sommer 1907 trat er in das Lehrerkollegium des städtischen Gymnasiums in Itzehoe/Holstein als neusprachlicher Oberlehrer ein und wurde 1917 dort zum Professor ernannt.

Im März 1916 wurde er zum Landsturm nach Rendsburg eingezogen und kam 1917 an die Westfront nach Flandern, dort wurde er im Dezember zum Leutnant der Landwehr befördert und ihm das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen.

Er ist am 12. April 1918 in der Frühjahrsoffensive bei Locon am La-Bassée-Kanal gefallen.

³⁸ Zur Lehrbefähigung

Einige Lebens-Daten meiner Mutter

Marie Kern geborene Flemming, geboren am 7. März 1885 in Kolenfeld, gestorben am 26. November 1948 in Itzehoe/Holstein.

Mutter wurde geboren als 1. Kind des Pastors Hugo Flemming und seiner Frau Elisabeth geborene Lohmeyer in Kolenfeld, einem Kirchdorf bei Wunstorf, Hannover. Ihre Kindheit war überschattet von der 5 Jahre langen Krankheit ihres Vaters: Auf einer Erholungsreise nach der Insel Juist, 1887, schlug ihm beim Aussteigen aus einem Segelboot der vom starken Seewind herumgewirbelte Klüverbaum des Bootes mit voller Wucht in den Rücken. An der sogleich anschwellenden schweren Prellung der Rippen bildete sich in den folgenden Monaten ein großes Geschwür und damit verbundene Abszesse, die schließlich die Lunge angriffen und mehrere Operationen in Göttingen notwendig machten; aber der Vater wurde nie mehr gesund. Er starb – noch jung – 1891 im Pastorat Kolenfeld und hinterließ seine Frau mit vier kleinen Kindern: außer Marie (1885) Paul (1886), Karl (1887) und Hugo (1889). –

Meine Mutter wurde schon in frühen Jahren angeleitet, ihre drei jüngeren Brüder zu betreuen, und in der Küche ging sie ihrer Mutter zur Hand.

Ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Mannes mußte Großmutter das Pastorat in Kolenfeld verlassen. Sie zog mit den vier Kindern zu ihrer Mutter, der Witwe meines Urgroßvaters, des Domänenpächters August Lohmeyer aus Falkenhagen, verstorben dort im Jahre 1871. Georgi Lohmeyer geborene Wippermann, meine Urgroßmutter, wohnte in Detmold, in der Lageschen Str. 55. In der oberen Etage dieses Hauses, zu dem auch ein schöner Garten gehörte, wuchs meine Mutter mit ihren Brüdern auf.

Großmutter Elisabeth ging wieder in den Schuldienst, sie hatte 1881 das Abschlußexamen am Lehrerinnen-Seminar im Schloß in Wolfenbüttel bestanden. Diese Tätigkeit war unbedingt notwendig aus geldlichen Gründen: von der Kirchengemeinde in Kolenfeld mußten vor Großmutter noch zwei Pfarrwitwen versorgt werden, und so blieb für Großmutter nur eine ganz kleine Witwen-Jahresrente.

Mit der Familie zog das Hausmädchen Marie Stünkel aus Stadthagen nach Detmold und hat dort noch jahrelang Großmutter's Haushalt geführt, während diese unterrichtete.

In Detmold besuchte Mutter von 1892–1902 die städtische zehnklassige „Höhere Töchterschule“, die sie mit einem guten Abschlußzeugnis verließ. Als Tochter der Pastorin Flemming war sie viele Jahre im Kindergottesdienst der evangelisch-lutherischen Kirche und leitete in späteren Jahren selbst eine Kindergruppe. (Diese Tätigkeit nahm unsere Mutter nach Vaters Tode in Itzehoe in der St. Laurentii-Kirche wieder auf.)



Ca. 1908

An Sprachen hatte sie in der Töchterschule gelernt: Französisch, Englisch und etwas Italienisch. Mutter war recht musikalisch und im Schulchor, später im Kirchenchor im Sopran; auch Klavierunterricht muß sie in ihrer Schulzeit erhalten haben, denn in meiner Kindheit versammelte Mutter an jedem Sonntagnachmittag uns Kinder um das Klavier und begleitete die gemeinsam gesungenen Choräle, Volkslieder und vaterländischen Lieder aus dem Liederbuch „Ein immer fröhlich Herz“.

In den Schulfächern Gesang, Zeichnen, Turnen und Handarbeit hatte sie im Zeugnis überall „gut“, in „Haushaltung“ sogar „sehr gut“.

Damals gab es an der lutherischen Kirche in Detmold einen Pastor Philipps. Seine drei Töchter: Sophie, Marie und Martha waren die liebsten Freundinnen meiner Mutter. Diese Freundschaft hielt ein ganzes Leben; denn noch ich habe als „Sohn von Mariechen Flemming“ in meinen Studienjahren in Berlin (1931–34) bei den „Philipps-Tanten“ (sie waren akademische Musiklehrerinnen) in der Achenbachstraße im bayerischen Viertel ein allezeit offenes Haus und gastfreien Tisch gefunden. –

Natürlich ging es in Großmutter Flemmings Haus um 1900 sehr sparsam zu: wenn man am Sonntag-Nachmittag zu fünfen einen Ausflug machte in die waldreiche Umgebung Detmolds, so zum Beispiel in die Jerxer Heide oder an den Donoper Teich, dann nahm man Brot mit und suchte und pflückte sich selbstverständlich die Himbeeren, Blaubeeren oder Brombeeren als Zukost selbst dazu. In ein Wirtshaus zu gehen und dort etwas zu verzehren, das war einfach undenkbar. –

Nach der Abschlußprüfung in Detmold wurde Mutter auf das schlesische Gut Göllschau von ihrem Onkel (Bruder der Mutter) Heinz Lohmeyer eingeladen, um in Gutshaus und Küche „Haushalt“ zu lernen bei Tante Berta. Nach ihrer Rückkehr von dort kam eine neue Einladung nach Brüssel in Belgien, zu dem andern Bruder ihrer Mutter, dem Direktor der Deutschen Schule, Dr. Karl Lohmeyer. Auch dort sollte „Mariechen“ der Tante Minna im Haushalt helfen, aber darüber hinaus auch Land und Leute im Ausland kennen lernen und im deutsch-französischen Kindergarten der Schule ihre Sprachkenntnisse aufbessern. Erst hatte Mutter Angst vor der Reise in „fremde Land“, aber das gab sich bald.

Im Hause von Dr. Lohmeyer verkehrte eine ganze Reihe junger Männer aus dem Lehrerkollegium, unter andern auch die Herren Paul Brockhaus und Dr. Adolf Kern. Diese Bekannten traf man häufig auch beim Rasentennis.

In ihren „Aufzeichnungen aus dem Leben Eures Vaters Adolf Kern“, die Mutter – Jahrzehnte später – im Jahre 1942 verfaßte, hat sie ausführlich geschildert, wie sich Adolf Kern und Marie Fleming näher kennen lernten und wie erschrocken Mutter war, als sie merkte, daß dieser Doktor Kern sie zu seiner Frau ausersehen hatte und sie um ihre Hand bat. Das war im Juli 1906. Im Herbst desselben Jahres lernte unser zukünftiger Vater dann auf einer Reise nach Detmold seine Schwiegermutter in spe, Frau Pastorin Elisabeth Flemming, kennen. Sie war eine sehr energische selbstbewußte Persönlichkeit, eine überzeugte Lutheranerin, während die Familie Adolf Kerns weitaus kirchlich liberal war. Nach Mutters Angaben trafen sich die Interessen dieser beiden in der gemeinsamen hohen Wertschätzung der Dramen von William Shakespeare.

Die Hochzeit unserer Eltern wurde 1907, am 22. Mai, in Detmold in der „Ressource“ an der Ameide gefeiert. Der damals sehr reiche Eisenfabrikant Hermann Wilms aus Köln, der auch eine Schwester meiner Großmutter geheiratet hatte, richtete die große Familienfeier auf



Marie und Adolf Kern mit Alexander, Adolf jr. und Karl Friedrich 1913

seine Kosten aus. Es existiert noch ein schönes großes Foto von diesem Fest im Mai im großen Familienkreise. Die heute noch erhaltene Hochzeits-Zeitung im zeichnerisch blühenden Jugendstil – redigiert von Vaters bestem Freund aus Brüssel, Paul Brockhaus, ist für Generationen unserer Familie ein nie erreichtes Vorbild und Ideal geblieben, das eifrig kopiert wurde. –

Von Brüssel aus hatte Vater sich beworben an das Gymnasium in Itzehoe/Holstein als „wissenschaftlicher Lehrer“ für neuere Sprachen; er wurde von dem Direktor dieser Schule, Dr. Hermann Halfmann, angenommen. Im Frühling 1907 mietete Vater in Itzehoe eine Wohnung in der „Großen Paaschburg“.

Die Hochzeitsreise unserer Eltern ging für 8 (acht!) Tage von Detmold in ein kleines Dorf auf einem der Höhenrücken des Teutoburger Waldes, Oerlinghausen. Im Juni zog das junge Paar nach Schleswig-Holstein: das war für unsere Mutter ein landschaftlich einschneidender Wechsel: sie tauschte ihre geliebte Heimat, die Berge und Wälder des Teutoburger Waldes, gegen die ungeheure Weite der flachen, waldlosen Marsch an der Nordsee. Ihr Leben lang hat unsere Mutter sich nach ihrer unvergeßlichen Heimat zurückgesehnt! –

Sieben Jahre konnten unsere Eltern in Itzehoe in Frieden und in der Freude an der Arbeit in der Schule und im Haushalt, an den Kindern wirken. –

Um seiner Frau eine große Freude zu machen, schenkte Vater ihr 1907 ein neues Klavier, auf dem sie sich selbst beim Singen begleitete. Er selbst, unser Vater, hatte keinen Hang zur Musik, „es ging ihm jeder Sinn dafür ab“ = er hatte keine Freude daran, gönnte sie aber seiner Frau, die bald auch im „Musikverein“, einem Oratorienverein in Itzehoe, im Chorsopran mitsang, der von dem Kantor und Organisten Ernst Dibbern seit 1900 geleitet wurde – er führte viele der klassischen Chorwerke auf. –

Dann kam der Weltkrieg I. Unser Vater, der im Frieden nicht „gedient“ hatte, wurde im März 1916 nach Rendsburg zum „Landsturm“ eingezogen. Er war damals schon 37 Jahre alt, und es ist im sicher nicht leicht gefallen in der „Rekrutenausbildung“. 1917 wurde Vater in schneller Folge befördert zum Gefreiten, Unteroffizier, Vicefeldwebel und im Dezember des Jahres zum Leutnant der Reserve. Es wurde ihm an der Front das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen. Er fiel am 12. April 1918 in der großen Frühjahrsoffensive. –

Nach diesen kurzen 9 Jahren ihrer Ehe sah unsere Mutter ihre Lebensaufgabe im Aufziehen ihrer vier Kinder. Nie hat sie an ein neues Glück in einer 2. Ehe gedacht. Sie lebte, arbeitete, sorgte, schuftete sich ab für uns, für unsere Gesundheit, für unser Fortkommen. Sie murrte nie über dieses ihr Schicksal – hatte doch ihre Großmutter in Falkenhagen und ihre Mutter in Kolenfeld (1871 und 1891) dasselbe schwere Los betroffen, das Mutter noch 30 Jahre – bis 1948 – tragen mußte.

Ganz verzweifelt habe ich meine Mutter nur zweimal gesehen: bei der Nachricht vom Todes unseres Vater, am 21. April 1918, einem Sonntagnachmittag, und ca. 1929, als sie vom Kriegerwaisen-Versorgungswerk die Nachricht bekam, daß man ihre kümmerlichen Versorgungsbezüge noch mehr gekürzt habe, und Mutter wirklich nicht mehr wußte, wie sie weiter für uns sorgen sollte. –

Aber ihr unerschütterlicher christlicher Glaube half ihr, solchen Anfechtungen die Schärfe zu nehmen. Es hat – so glaube ich – in ihr keinen Haß gegeben (so verständlich das gewesen wäre!).

Und Paul Gerhardts großes Lied des unbedingten Gottvertrauens: „Befiehl du deine Wege“ hat unsere Mutter in ihrem schweren Leben oft gebetet und sie hat es gelebt! Tapfer und vorbildlich! Im 1. Weltkrieg verlor sie ihren Mann, im 2. den ältesten Sohn, Adolf, 35 Jahre alt: das alles machte sie endlich – sie, die alles sehr schwer nahm – müde und alt; wenn auch das Aufwachsen ihrer vielen Enkelkinder noch eine späte Freude in ihr Leben brachte.



1942

Mutter starb im Alter von 63 Jahren – viel zu früh – an körperlicher und seelischer Erschöpfung, sozusagen „in den Sielen“³⁹ der für sie nie aufhörenden Hausarbeit für ihre Kinder und Enkel. Sie hat ihr Leben nur für andere gelebt. –

³⁹ Mitten in der Arbeit

Alexanders erste Briefe

1917

hu go be kam ei ne gei ge die gei ge war gut hu go üb te ei ni ge ta ge da hör te ich sei ne mu sik. Do ra b suchte i da ich war auch da i da te kann ei ne do se die do se war schön

Anmerkung der Mutter

Mit Liebe geschrieben von Zanderli für Vater.

1918

Lieber Vater.

Wir haben beim Lehmwohld Land gekriegt. Wir wollen Bohnen säen. Wir sind schon zweimal zum Steine suchen hin gewesen. Heute gräbt eine Frau das Land um. Eben kommt die Nachricht, das wir ein großen Sieg [haben]. Wir freuen uns ganz doll, daß du auch mit gehollfen hast, ich schicke dir einen Kuß. Dein Alexander.

Anmerkung der Mutter

Mit Trauer ist dieser Erguß geschrieben, aber auch mit viel Liebe. Februar 1918

Zum Geburtstag der Mutter

Itzehoe, d. 6. März 1918.

Liebe Mutter.

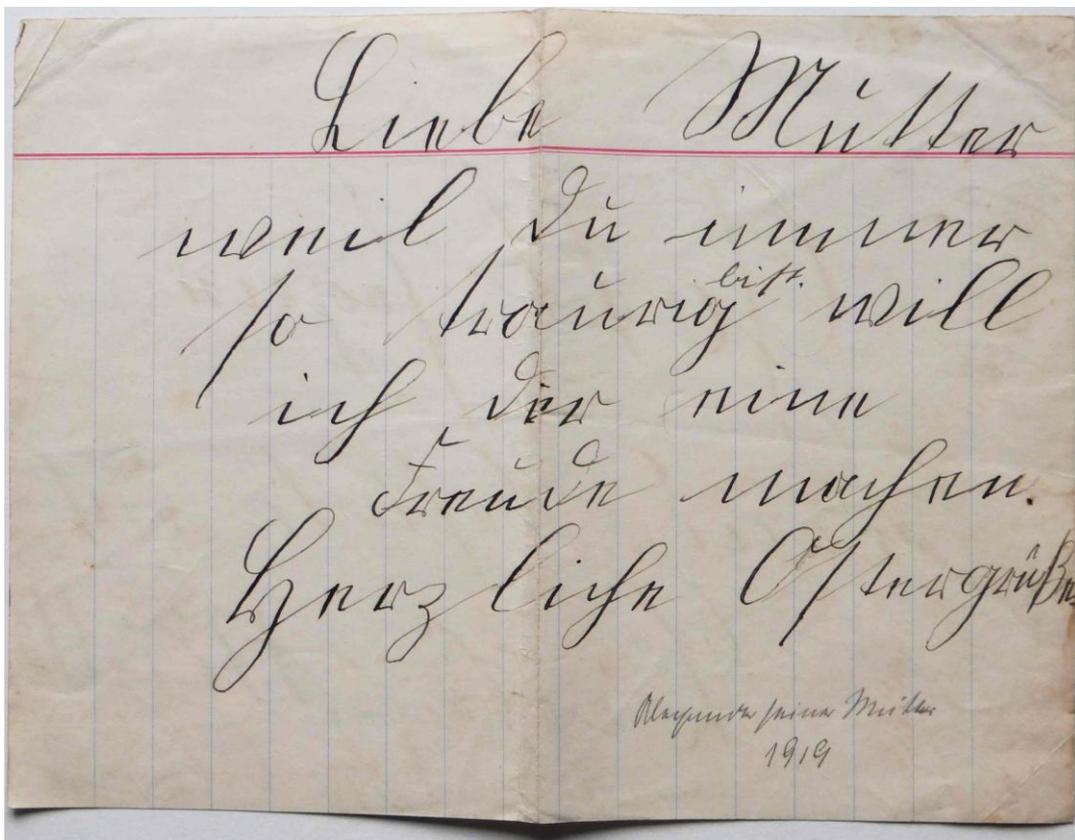
Der eine kommt, der andere geht.
Die Mutter ruft den Kindern zu:
„Kommt! Es ist Zeit, zu Gott zu gehen!“
Der Mond, der ruft den Sternen zu:
„Kommt! Es ist Zeit nun aufzustehn!“

Es gratuliert dein Alexander



Eine Kuß zu Vaters Geburtstag von deinem Alexander.





1919

Liebe Mutter

Weil du immer so traurig bist, will ich dir eine Freude machen. Herzliche Ostergrüße.

Gott segne und behüte dich

Liebe Mutter.

Von Alexander

Zum 50. Geburtstag des Vaters

Über ein Grab im fernen Land
Streck ich im Geiste die segnende Hand.
Der Du kennst unserer Liebe Schmerz,
Mache uns stille das blutende Herz!
Mache uns seelig, o Jesu!

Wo ihr auch schlummert nach Gottes Rat,
Künftiger Ernte blutige Saat,
Nimmer vergessen im deutschen Land,
Ruhet im Frieden in Gottes Hand
Dort in der Heimat bei Jesu!

Unserer lieben Mutter
zum 6. 12. 1928
Alexander und Elisabeth.

Wenn ein Jod in einem Land
steht ist im Josten der meinsten Land.
Im die Kunst in einem Lande
Wohnen sind stiller der blühenden Land,
Wohnen sind stiller, o Jod!

Wo ist auf plümmen auf Gottes Rat,
Künstiger furcht blühende Land,
Wohnen sind stiller im blühenden Land,
Reicht im Finken in Gottes Land
Vort in der Heimat bis Jod!

Wohnen lieben Witter
zum 6. 12. 28.
Wohnen sind stiller

Übersetzung der englischen Passagen im Kapitel 23 „Rather bear those ills we have ...“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, doch für einige von uns hier im Raum sind Shakespeares, des Prinzen Hamlets Worte nicht nur verblasste Geschichte oder Literatur, sondern grausame Realität, gefährliche Gegenwart – gestern, heute und sicher auch morgen.

Und jeden Morgen fragen wir uns, ob es nicht besser ist, all dem zu entfliehen, all diesen Problemen, dem Bösen, als die Übel, die wir haben, lieber zu ertragen. Denn diese Worte sind keine billigen Phrasen. Was zum Beispiel mich angeht, ist eines dieser Übel (nicht hier in der Schule, sondern privat) das schlimme Verhalten jenes Burschen zu meiner Linken (gemeint war der Platz von Ali Kemme, neben mir in der Schulbank). Und warum? Zwischen uns steht, oder besser: stand, ein Mädchen.

Ich will nicht die ganze Geschichte meiner Niederlage erzählen – sicher musste es so kommen, denn in Bezug auf Freundschaften mit Mädchen war ich nie ein ‚Held‘; und – bisher – hat es nur ein Mädchen in meinem Leben gegeben, und jetzt hat es sich gegen mich entschieden, zu seinen Gunsten.

Jetzt werden Sie mich fragen: ‚Was ist daran übel?‘

Die Verkörperung der ‚Übel, die wir haben‘ ist für mich dieser Knabe, seine schlechten Manieren, mit denen er es geschafft hat, mich von dem erwähnten Mädchen Eri zu trennen. Seine (Alis) abgefeimte Mittel sind:

Sein Stolz (auf der Grundlage des väterlichen Geldes),

Seine Frechheit und Arroganz (aufgrund schlechter Erziehung) und

Seine Lügen (naturgegeben),

vor allem aber seine verächtlichen Anspielungen auf meine häusliche Armut – im Gegensatz zum Wohlstand seines reichen Vaters, der in der Großstadt sicher eine Menge Geld verdient – während mein Vater vor zwölf Jahren von englischen Soldaten im Krieg ermordet wurde, in den mein Vater von den deutschen Behörden geschickt wurde, deren schuldbeladene Beamte nach wie vor glücklich und zufrieden leben, während ihre Opfer – darunter mein Vater – schon lange in fremder Erde begraben liegen.

(Wahrscheinlich denken diese Kreaturen heute: ‚Er hatte ja selbst schuld! Warum ist er denn dorthin gegangen?‘

Und alle Menschen dieser Überzeugung dürfen heute „diese dummen Jungs“ verspotten, die im feindlichen Kugelhagel den Kopf hinhielten.)

Diese schmutzigen Mittel sind für mich inakzeptabel, und deshalb will ich mich ‚waffnen gegen eine See von Plagen, durch Widerstand sie enden.‘

Und ich werde in den nächsten Tagen eine bloße Nadel finden, weil mir dieses Leben jetzt nichts mehr bedeutet.

Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich habe zu viel geredet: Shakespeare heute? Vielleicht! Schon möglich! (soweit es die Englisch-Stunde betrifft).“

(Sprecher geht ab.)

Über das Schicksal der Familie Hallenstein

Aus: INFORMATIONEN ZUR SCHLESWIG-HOLSTEINSCHEN ZEITGESCHICHTE (Kiel)

Heft 29 (Juni 1996)

Regina König

„...wohl nach Amerika oder Palästina ausgewandert“

Der Exodus jüdischer Familien aus dem Kreis Steinburg nach 1933

[...]

Familie Hallenstein / Krempe

„Ich war frei, konnte wieder frei atmen, ohne diese ewige Angst, in ein Konzentrationslager gebracht zu werden.“ Mit diesen Worten beschreibt der heute 84jährige Rolf Hallenstein aus Krempe seine Empfindungen, als er im Sommer 1937 das englische Southampton erreichte.⁴⁰ „Ich brach zusammen und weinte voller Erleichterung, als ich endlich britischen Boden erreicht hatte. Diesen Moment werde ich mein Leben lang nicht vergessen.“ Zu diesem Zeitpunkt hatte der 25jährige bereits eine Odyssee hinter sich. Die wohlhabende und angesehene Familie Hallenstein, Besitzerin der „Kremper Lederwerke“, hatte ein Jahr zuvor den jüngsten der drei Söhne, Rolf, zu Freunden der Hallensteins nach Nürnberg geschickt, damit er seine Kenntnisse in deren Gerberei vervollkommen konnte. Doch nach kurzer Zeit wurde Rolf in Nürnberg denunziert und wegen „Rassenschande“ nach zwei Monaten Untersuchungshaft zu zwölf Monaten Steinbruch-Arbeit im Amberger Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung im Juni 1937 beantragte Rolf Hallenstein in Windeseile alle notwendigen Papiere und verließ Deutschland mit zehn Reichsmark in der Tasche.

„Meine Briefmarken-Sammlung, die ich mehr als alles andere liebte, durfte ich nicht mitnehmen.“

Der junge Mann aus Krempe hatte trotz allem das Glück auf seiner Seite: In England unterstützte ihn sein älterer Bruder Erik (geb. 1909). Der mittlere der drei Hallenstein-Brüder war 1928 nach seinem Abitur an der Kaiser-Karl-Schule, das er mit Auszeichnung bestanden hatte, nach Oxford gegangen, um dort moderne Sprachen zu studieren. Erik hatte dann 1935 eine Engländerin geheiratet und blieb in seiner neuen Heimat. Lange Jahre arbeitete Erik, der mittlere der Hallenstein-Brüder, im Foreign Office; aber er soll zeitweise auch ein Textilgeschäft betrieben haben.⁴¹ Erik Hallenstein starb 1975 in Großbritannien im Alter von 66 Jahren. Nachdem Erik nach dem Abitur und Rolf mit Mittlerer Reife 1928 von der KKS abgegangen waren, verzeichnet die Schulstatistik keine



**Erik Hallenstein
1927**

⁴⁰ Alle Informationen über Rolf Hallenstein und die wörtlichen Zitate stammen aus Briefen a. d. Autorin aus dem Jahr 1995. Übersetzung aus dem Englischen R. König.

⁴¹ Ernest (Ernst) Hallenstein in einem Brief v. 4.11.1990 an den früheren KKS-Lehrer und stellvertretenden Schulleiter Ernst-Otto Friese. Alle Informationen über Ernest und Erik Hallenstein stammen aus Briefen und Telefonaten von Ernest Hallenstein an/mit Friese bzw. an den Direktor der KKS Klaus Lange sowie aus einem Interview der Autorin mit Friese v. 9.1.1995.

Schüler mehr mit „jüdischem Bekenntnis“. Die Mutter der Familie, Hilda Hallenstein, Großmutter Julia, der älteste Bruder Ernst (später Ernest) und die Hamburger Verwandten der Hallensteins schafften es, Deutschland nach dem Münchner Abkommen 1938 zu verlassen, und gelangten nach England.

Ernest Hallenstein, der älteste Bruder (geb. 1907), holte am 28. September 1938 seinen Paß vom Itzehoer Landratsamt in der Bahnhofstraße ab und verließ Deutschland am Nachmittag des gleichen Tages.⁴² Wie sein Bruder Rolf reiste auch er weiter nach Australien. Der Vater Harold Hallenstein – Kriegsfreiwilliger im I. Weltkrieg –, der übrigens in England aufgewachsen war, verstarb bereits 1922 in Krempe. Nach seinem Tod verließ der älteste Sohn Ernst die KKS, machte eine Gerber-Lehre, und er stieg anschließend als Meister und technischer Direktor in das Familienunternehmen ein. Die Lederwerke waren 1896 in das Handelsregister eingetragen worden; zuletzt hatte das Unternehmen rund 200 Mitarbeiter.

Für Rolf Hallenstein war die Reise in Großbritannien noch nicht zu Ende. Am 30. September 1937 erreichte er den Hafen von Melbourne. Verwandte der Familie, die er nie zuvor getroffen hatte, besaßen in Australien eine Gerberei, in der Rolf dann 40 Jahre lang arbeitete. Der junge Jude aus Krempe heiratete noch während des Krieges, in australischer Uniform, die Tochter eines bekannten Melbourners Architekten, und er lernte seine neue Heimat zu lieben. Nach der Pensionierung war das Ehepaar viel unterwegs; auch Deutschland besuchte Rolf Hallenstein einige Male, und er verbrachte jedesmal einen Tag mit seinem Schulfreund Harald Bolten in Krempe.

„Gleichwohl, ich habe mich in Deutschland niemals wohl gefühlt. Ich nehme an, das rührt von den zahlreichen nicht so glücklichen Erinnerungen her, und ich war jedesmal froh, wenn ich die deutsche Grenze überschritten hatte. Es war mir niemals möglich, all' das zu vergessen, was die Nazis uns angetan hatten.“⁴³

Drei Monate, nachdem Rolf Hallenstein Deutschland verlassen hatte, wurden alle Juden, die zuvor eingesperrt worden waren, in Konzentrationslager deportiert, in denen die meisten ermordet wurden oder an den Folgen der Lagerhaft starben. „So hatte ich Glück, trotz allem.“

Die Kremper Hallensteins waren nicht religiös, und die Familie gehörte keiner jüdischen Gemeinde oder Organisation an. „Wir waren uns gleichwohl unseres Judentums sehr wohl bewußt und hätten es sicher niemals verleugnet.“ Rolf Hallenstein, der seine Heimat 1937 verlassen mußte, erinnert sich nicht daran, daß sich die Kremper Bevölkerung jemals gegenüber seiner Familie antisemitisch gezeigt hätte.

„Mein Bruder Ernest und mein Cousin Ronald waren bei Aktivitäten in Krempe immer dabei, wie zum Beispiel beim berühmten ‚Kremper Scheibenschießen‘. Während der Nazi-Jahre konnten sie das nicht länger.“

Die ganze Familie mußte Deutschland ohne Geld verlassen. Sie hatte in Krempe immerhin eine Fabrik, ein großes Wohnhaus mit Garten und drei weitere Häuser besessen. Ein Fellhändler aus Hamburg, Wilhelm Meyenburg, übernahm den Besitz in einem „freundlichen Arrangement“, wie es Rolf Hallenstein ausdrückt, über das Einzelheiten nicht bekannt sind. „1962 erhielten wir alle eine kleine Entschädigung, mein Anteil waren damals lausige 2.000

⁴² Ernest Hallenstein in einem Brief, abgedruckt in: Mitteilungsblatt der "Vereinigung ehemaliger Kaiser-Karl-Schüler e.V." [zit. Mitteilungsblatt], Nr. 130, S. 9 - 12, hier S. 9.

⁴³ In einem Brief v. 10.2.1995.

australische Pfund. Ich hatte niemals überhaupt etwas erwartet, so war es eine freudige Überraschung.“

26 Jahre später, im Mai 1988, überreichte der deutsche Konsul in Australien Rolf Hallenstein eine Urkunde mit der Inschrift: „Die Stadt Krempe verleiht dem ehemaligen Besitzer der Kremper Lederwerke Henry Hallenstein & Co. Krempe, Herrn Rolf William Hallenstein, das Ehrenbürgerrecht in Würdigung seiner besonderen Verdienste um das Wohl seiner Heimatstadt Krempe und ihrer Einwohner.“⁴⁴

Der älteste Bruder, Ernest Hallenstein, meinte, diese Ehrung käme 50 Jahre zu spät. Doch er akzeptierte schließlich die Ehrenbürgerschaft ebenso wie sein Bruder Rolf: „Natürlich war ich viel zu jung, um irgend etwas für Krempe zu tun. Aber ich nahm sie an, weil ich die Ehrung als Anerkennung all' dessen ansah, was meine Familie für Krempe getan hat.“

Ernest Hallenstein hatte schon Jahre zuvor Kontakt nach Itzehoe gesucht. Bereits 1966, nachdem er in seinen Papieren ein altes Zeugnis gefunden hatte, schrieb Ernest einen Brief



an den damaligen KKS-Direktor Ehlers. Er bekam Antwort und auch ein Buch über „100 Jahre KKS“, das damals gerade erschienen war. Doch diese Verbindung schief rasch ein. Zwölf Jahre später unternahm Ernest Hallenstein einen weiteren Versuch, indem er an die „Vereinigung ehemaliger Kaiser-Karl-Schüler Itzehoe e.V.“ schrieb.⁴⁵

Eine KKS-Schülerin, Ines Gripp, deren Großvater in den Kremper Lederwerken gearbeitet hatte, nahm daraufhin Kontakt zu Ernest Hallenstein auf; ebenso sein ehemaliger Mitschüler Heinrich Cehak. Cehak besuchte seinen Schulkameraden 1988 in Australien. Auf Initiative von Cehak wurde Ernest Hallenstein Ehrenmitglied in der Vereinigung der früheren KKS-Schüler, worüber sich der so Geehrte sehr freute und versprach, „zuweilen in Verbindung zu bleiben“.⁴⁶

⁴⁴ Eine Kopie der Urkunde liegt der Autorin vor.

⁴⁵ Vgl. Mitteilungsblatt, Nr. 118, S. 18f.

⁴⁶ Mitteilungsblatt, Nr. 123, S. 43.

Dieses Versprechen hielt er auch; es entwickelte sich ein reger Briefwechsel und ab 1990 auch Telefonkontakt zwischen Ernest Hallenstein und Ernst-Otto Friese, dem Vorsitzenden der Ex-Schüler-Vereinigung. Am 4. Oktober 1990 um sieben Uhr morgens rief Hallenstein zum ersten Mal an - er wollte Friese zur wiedererlangten deutschen Einheit gratulieren.⁴⁷ Der letzte Anruf erreichte Friese im Januar 1993, kurz vor dem Tod Ernest Hallensteins. „Und in diesem Gespräch sagte er wörtlich: ‚Ich habe Heimweh‘“, erzählt Ernst-Otto Friese. In der Traueranzeige der KKS und der ehemaligen Schüler am 10. Juli 1993 in der Norddeutschen Rundschau heißt es:

„Als Opfer des Rassenwahns aus der Heimat vertrieben, fand er 1938 Zuflucht in Australien. [...] Die vielen Briefe, die er uns schrieb, bezeugen ergreifend seine Liebe zur Heimat und die tiefe Anteilnahme an der Entwicklung in Deutschland. Er hat dieses Land nicht wiedergesehen, ihm blieb nur das Heimweh.“

In zahlreichen Briefen berichtete der älteste der Hallenstein-Söhne über seinen Lebensweg, aber über Antisemitismus oder antijüdische Ausschreitungen in Krempe verlor auch er wie sein Bruder Rolf kein Wort. „Einmal“, sagt Ernst-Otto Friese, „da klang in einer Formulierung so etwas an. Ernest schrieb mir: ‚Es gab schöne, aber auch schwere Tage.‘“

Am 11. November 1991 heißt es in einem Brief an Friese: „Krempe und unsere Lederfabrik waren für mich ja alles. Und so werden meine Gedanken bis an mein Lebensende dorthin gelenkt, und ich denke immer mit Freuden an das alte Krempe und was dazu gehörte.“

Doch im Gegensatz zu seinem Bruder Rolf fand Ernest nie den Weg zurück in seine alte Heimatstadt. In seinen Briefen begründet er das immer wieder mit seinem hohen Alter. Sein Brieffreund Ernst-Otto Friese ist der Meinung, daß Ernest Hallenstein keine alten Wunden aufreißen wollte. Hallensteins Frau bestätigte diese Vermutung, als sie nach dem Tod ihres Mannes an Friese schrieb, sie habe ihren Mann trotz zahlreicher Versuche nie bewegen können, Krempe noch einmal zu besuchen. Auch der jüngste Sohn der Familie hatte immer wieder große Sehnsucht nach seiner Vaterstadt. Den ersten Brief an die Autorin schloß Rolf Hallenstein mit den Worten: „Trotz meiner bitteren Empfindungen – Krempe ist und wird immer meine Heimatstadt bleiben.“

[...]

⁴⁷ Vgl. das Vorwort im Mitteilungsblatt, Nr. 131, S. 3.

Zu Inflationskrise

Aus: DIE ZEIT, 16. Juli 2015

Zwei Kriege, ein Desaster

Die wahre Geschichte der deutschen Staatsschulden

Von Christopher Kopper

[...] Die Teilnahme am Ersten Weltkrieg finanzierte das deutsche Kaiserreich, indem Ersparnisse in Kriegsanleihen umgewandelt wurden. Von August 1914 bis zum März 1918 lieh sich das Kaiserreich insgesamt 98 Milliarden Mark durch Anleihen von seinen Bürgern und Unternehmen und weitere 86 Milliarden Mark durch kurzfristige Schatzanweisungen von Banken und von der Industrie. Deutschlands Schulden am Kriegsende betragen ein Mehrfaches des jährlichen Bruttoinlandsprodukts von 1913. Allen Finanzexperten war klar, dass sich diese astronomischen Summen nur durch eine inflationäre Geldentwertung tilgen ließen.

Wer seine Kriegsanleihen gleich nach Kriegsende verkaufte, rettete lediglich ein Viertel seiner Geldanlage. 60 Prozent der Kriegsanleihenbesitzer gaben trotz der beschleunigten Inflation die Hoffnung auf eine Rückzahlung in Goldmark nicht auf und verloren alles in der Hyperinflation von 1923. Die Hyperinflation war keine „Steuer ohne Gesetz“ (Milton Friedman), die alle Deutschen proportional ihrem Vermögen belastete, sondern eine ebenso große wie unsoziale Vernichtung und Umverteilung von Eigentum. Besitzer von Immobilien und Aktien überstanden den Krieg ohne Vermögenseinbußen, während die Sparer alles verloren.

Zu den Schulden aus der Finanzierung des Krieges kamen die Schulden aufgrund der angerichteten Kriegsschäden. Die Sieger verlangten Reparationen von Deutschland. Der Umgang mit diesen Verpflichtungen sollte späteren Generationen von Politikern und Ökonomen als negatives Fallbeispiel einer verfehlten Schuldenregelung dienen. Entgegen der Ansicht von Piketty erfüllte Deutschland seine Zahlungsverpflichtungen, solange sie wirtschaftlich tragbar waren. Während die Rückzahlung der Schulden über einen Zeitraum von 60 Jahren geplant war, waren die alliierten Gläubigerstaaten 1932 gezwungen, Deutschland seine restlichen Reparationsverpflichtungen zu erlassen. Es bestätigte sich die Warnung des britischen Ökonomen John Maynard Keynes, der schon 1921 vor einer zu hohen Belastung Deutschlands gewarnt hatte. Die Reparationen hatten Deutschlands schwere wirtschaftliche Depression nicht verursacht, aber es anfällig gemacht. Der Zusammenbruch des deutschen Bankensektors im Juli 1931 war nicht zuletzt eine Folge des chronischen deutschen Zahlungsbilanzdefizits.

Soweit die Geschichte des Ersten Weltkriegs. Obwohl die Kriegsgegner 1932 eine Art Schuldenschnitt gewährten und auf ihre Reparationsforderungen verzichteten, begann Deutschland gleich darauf wieder, neue Kredite aufzutürmen – nun für die Aufrüstung und den Krieg unter Hitler. Wegen der Furcht der Deutschen vor einer neuen Inflation erfand Hitlers Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht aber ein Finanzierungsverfahren, das die Schulden des Reiches unsichtbar machte. Um die Sparer nicht noch mal zu bewussten Gläubigern des Reiches zu machen, setzte das Reich seine Anleihen an

Finanzmarktsinstitutionen wie Sparkassen, Banken und Versicherungen ab. Da dieser Weg über langfristige Papiere zur Finanzierung von Aufrüstung und Krieg aber nicht ausreichte, zahlte das Reich seine Ausgaben auch mit immer wieder verlängerten Wechseln („Mefo-Wechsel“) und Schatzanweisungen.

Die rigide Kapitalmarktlenkung der Reichsbank sorgte für den absoluten Vorrang der Reichsfinanzierung und drängte alle Konkurrenten um Kredite vom Kapitalmarkt. Eine rigide Preiskontrolle und die bereits 1937 beginnende Rationierung von Grundstoffen und Lebensmitteln sorgten trotzdem dafür, dass die geldmengengetriebene Inflation zurückgestaut wurde und nicht in Preissteigerungen sichtbar war.

Bis zum Kriegsende am 8. Mai 1945 war das Deutsche Reich mit insgesamt 452 Milliarden Reichsmark bei seinen Bürgern und Unternehmen verschuldet. Das Deutsche Reich presste den besetzten Staaten wie auch seinen Verbündeten (Italien, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, der Slowakei und Kroatien) erhebliche Besatzungskosten und „Wehrbeiträge“ im Umfang von insgesamt 60 bis 70 Milliarden Reichsmark ab. Damit wurde ein Teil der Kriegskosten finanziert. Hierzu kamen Zwangsexporte der besetzten und der befreundeten Staaten – netto noch einmal 31 Milliarden Reichsmark.

[...] Die deutschen Kriegsschulden gegenüber dem Ausland waren deutlich niedriger als die Inlandsverschuldung. Die Regelung der deutschen Auslandsschulden aus der Kriegszeit war einem Friedensvertrag vorbehalten, den es nie geben sollte. Die Sowjetunion holte sich von 1945 bis 1953 Reparationen im Gesamtwert von 19 Milliarden Dollar aus der DDR.

Da die inländischen Reichsschulden das Viereinhalbfache des bundesdeutschen Bruttoin-

landsproduktes von 1950 betragen, gab es zu einer Annullierung der Reichsschulden keine Alternative. Der Krieg hatte die Geldmenge auf das Fünfzehnfache des Normalen erhöht. Amerikanische Ökonomen entwarfen 1946/47 den Plan für die Währungsreform, die am 20. Juni 1948 durchgeführt wurde. Von 1000 ersparten Reichsmark blieben den Bundesdeutschen lediglich 65 Deutsche Mark. Es waren daher die privaten Haushalte und die Unternehmen, die für einen großen Teil der Nazi-Schulden aufkommen mussten.

Der bundesdeutsche Staat und die deutschen Unternehmen erhielten ihre internationale Kreditwürdigkeit 1953 durch das Londoner Schuldenabkommen zurück. Zweifellos profitierte die Bundesrepublik davon, dass ihre Vor- und Nachkriegsschulden von 30 auf 15 Milliarden Deutsche Mark reduziert wurden. Zu verdanken hatte die Bundesrepublik diesen Schuldenschnitt vor allem den USA, die auf die Rückzahlung von 8,4 Milliarden Deutsche Mark verzichteten. [...]



Quelle: Deutsche Fotothek